# DAS Argument

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

# ONLINE-SUPPLEMENT



# Vernünftige Freiheit im Online-Kapitalismus?

Wolfgang Fritz Haug Editorial. Habermas' Zusammenstoß mit den Online-Medien

#### Aus der Wörterbuch-Werkstatt

Ralf Hoffrogge u. Axel Weipert Novemberrevolution

#### Nachrufe

Ruth Rehmann zum 100. Geburtstag (Werner Jung) Kurt Lenk 1929-2022 (Richard Gebhardt)

Zusammenfassungen / Abstracts des Gesamthefts 339

# Das Argument

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

gegründet 1959 von Wolfgang Fritz Haug

Herausgegeben im Auftrag des Berliner Instituts für kritische Theorie (InkriT) von Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug und Peter Jehle

Ständige Redaktion

Frigga Haug Wolfgang Fritz Haug Peter Jehle Jan Loheit Ruth May Hauke Neddermann

Christof Ohm Ingo Pohn-Lauggas Michael Rahlwes

Jan Rehmann Bernd Röttger Thomas Weber Feministische

Redaktionsgruppe Frigga Haug Jutta Meyer-Siebert Ines Philipp Sabine Skubsch Uta von Winterfeld

Hospitation

Maximilian Marraffa Fernanda Nacif

Rezensionen

Rainer Alisch (Philosophie) Frank Heidenreich und Hansjörg Tuguntke (Politik) Lukas Eble, Simon Kunert und Marco Steffen (Pädagogik) Oliver Walkenhorst (Ökologie)

Wissenschaftlicher Beirat

Gilbert Achcar (London) Ursula Apitzsch (Frankfurt/M) Andreas Arndt (Berlin) Étienne Balibar (Paris) Thomas Barfuss (Chur/Schweiz) Armin Bernhard (Duisburg-Essen) Hans-Jürgen Bieling (Tübingen) Manuela Boatcă (Freiburg) Dick Boer (Amsterdam) Werner Bonefeld (York/GB) Miriam Boyer (Berlin) Ulrich Brand (Wien) Erica Burman (Manchester)

Frank Deppe (Marburg) Klaus Dörre (Jena)

Montserrat Galcerán (Madrid) Christoph Görg (Wien) Karl Heinz Götze (Aix-en-Provence)

Judith Butler (Berkeley/USA)

Mario Candeias (Berlin)

Robert Cohen (New York)

Ruedi Graf (Basel)

Timothée Haug (Straßburg) Inez Hedges (Boston/USA) Gerhard Hetfleisch (Innsbruck) Joachim Hirsch (Frankfurt/M) Peter U. Hohendahl (Ithaka/USA) Fredric Jameson (Durham/USA)

Hartmut Haberland (Roskilde/DK)

Christina Kaindl (Berlin) Peter Kammerer (Urbino) Mario Keßler (Potsdam) Barbara Ketelhut (Hannover) Hermann Klenner (Berlin) Juha Koivisto (Tampere/Finnland)

Ingrid Kurz-Scherf (Marburg) Rolf Czeskleba-Dupont (Roskilde/DK) Wolfgang Küttler (Berlin) Ines Langemeyer (Karlsruhe) Michael Löwy (Paris) Morus Markard (Berlin)

Timm Kunstreich (Hamburg)

Thomas Metscher (Bremen) Klaus Müller (Lugau)

Gustau Muñoz (Valencia)

Emmanuel Nakamura (São Paulo) John Neelsen (Tübingen) Andreas Novy (Wien) Iris Nowak (Hamburg) Jörg Nowak (Berlin) Vesa Oittinen (Helsinki) Sinan Özbek (Istanbul) Helmut Peitsch (Potsdam) Jean Quétier (Straßburg) Nora Räthzel (Barcelona) Tilman Reitz (Jena) Jörg Roesler (Berlin)

Werner Schmidt (Huddinge/Schweden) Klaus Schulte (Roskilde/DK)

Christoph Türcke (Leipzig) Kees Van der Pijl (Sussex/GB) Michael Vester (Hannover) Francesca Vidal (Koblenz-Landau)

Klaus Weber (Neuried) Alban Werner (Aachen) Frieder Otto Wolf (Berlin) Richard D. Wolff (Amherst)

# Das Argument 339

# **Inhaltsverzeichnis Online-Supplement**

Vernünftige Freiheit im Online-Kapitalismus?	
Editorial	
Habermas' Zusammenstoß mit den Online-Medien (WFH)	1*
Aus der Wörterbuch-Werkstatt	
Ralf Hoffrogge und Axel Weipert	
Novemberrevolution	9*
Nachrufe	
Ruth Rehmann zum 100. Geburtstag (Werner Jung)	6*
Kurt Lenk 1929–2022 (Richard Gebhardt)	
Zusammenfassungen/Abstracts des Gesamthefts 339 3	2*

#### Inhalt der letzten Hefte

#### 338: Europa zwischen USA und China. Re-Konfiguration globaler Macht

Peter Kammerer »Sehnsucht nach Leben«. Pasolini zum Hundertsten / Robert Cohen Ein helles Lesevergnügen in trüber Zeit. Karen Ruoffs satirischer Gesellschaftsroman »Academia« / Sigrun Matthiesen Gendern – ein gefährlicher Glottisschlag? / Christoph Türcke Vorbilder – Europa zwischen USA und China. Re-Konfigurationen globaler Macht Volker Braun Steinabreibung - Der Ukraine-Krieg im Weltordnungsringen Wolfgang Fritz Haug Das Blut der anderen. Editorial / Peter Wahl Geopolitische Hintergründe – Die Herausforderung Hauke Neddermann Vom Aufstieg Chinas, der ein Wiederaufstieg ist Jenny Simon Chinas regionale Regulierung und Standardisierung der transnationalen Ökonomie / Wolfram Schaffar Ungarn und Tschechien als Trojanische Pferde Chinas in Europa? - Reaktionen des Westens Hans-Jürgen Bieling Die Europäische Union im Zeitalter der neuen Geopolitik / Ingar Solty Hightech-Rivalität und Planstaat zwischen Tabu und Kopie / Thomas Heberer Partnerschaft, systemischer Wettbewerber oder Pakt gegen China? / Renate Dillmann Olympische Idee in falschen Händen! Realsatirisches Intermezzo - \*\*\* Peter Uwe Hohendahl Ein antifaschistischer Roman? Thomas Manns Doktor Faustus Gerhard Schweppenhäuser »Verschworenheit mit der Barbarei«: Eine Revision von Botho Strauß' »Rumor« / Hartmut Haberland Gegenderte Sprache. Der Stein des Anstoßes – Besprechungen Mettan, Europe's Existential Dilemma; Wemheuer u.a., Marktsozialismus; Dillmann, China - ein Lehrstück; Li u. Shapiro, China Goes Green; Rudolph, Der Weltgeist als Lachs; Lukács, Ästhetik, Marxismus, Ontologie; White, Red Hamlet; Manemann, Revolutionäres Christentum

#### 337: »Nie mehr ohne uns«. Wider die kapitalistische Enteignung

Jürgen Werth Geschichten vom Herrn Heinrich / Silke Wittich-Neven Schleierhaftes / Frigga Haug >Care<, >Race< und ein Salto mor[t]ale >politischer Korrektheit< / Manja Präkels zimmer ohne wände - »Nie mehr ohne uns«. Wider die kapitalistische Enteignung Aufbruch in Lateinamerika. Editorial / Christoph Türcke Dekolonisierung / Kristina Dietz Kämpfe um Natur in Lateinamerika / Eduardo Gudynas Kritik des extraktivistischen Alltagsverstands / Valerie Lenikus, Anna Preiser & Marcela Torres Heredía Extraktivismus, linke Regierungspolitiken und ökoterritoriale Bewegungen / Luis Martínez Andrade Befreiungstheologische Kritik der kolonialen Moderne / Fernando Pairican Kümpfe für indigene Bürgerrechte / Ruedi Graf Chile - vom Volksprotest zum Verfassungsprojekt / Aaron Tauss, David Graaff & Daniel Pardo Kolumbien - organisierte Klassengewalt \*\*\* Meinhard Creydt Probleme von »Klassismus«-Konzepten / Gerhard Schweppenhäuser Hinter Gedanken. Zu Juli Zehs Über Menschen – Zur Diskussion gestellt Alexander Dietz Kritik von links am Genderstern – Besprechungen Moegling, Neuordnung; Payàs/Le Bonniec (Hg.), Intercultural Studies from Southern Chile; Mausfeld, Angst und Macht; Jochum, »Plus Ultra« oder die Erfindung der Moderne; Hinkelammert, Die Dialektik und der Humanismus der Praxis; Meschkat, Lateinamerikas Linke und das Erbe des Staatssozialismus; Geitzhaus, Paulinischer Universalismus; Macherey, Hegel oder Spinoza

\* Online-Supplement: Aufrufbar unter www.inkrit.org >> Das Argument >> Aktuelle Ausgaben

#### ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 2021 in vier Heften. Jahresumfang mindestens 640 Seiten zzgl. Online-Supplement. – Einzelheft 14 € (\*erm.12 €); Doppelheft 28 €; Jahresabo 40 € (\*erm.32 €) zzgl. Versand (\*Ermäßigung für Studierende/Azubis/Erwerbslose gegen Bescheinigung). – Kündigungsfrist: acht Wochen vor Ende des Bezugszeitraums. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangte Einsendungen. Aufsätze sollen 45 000, Rezensionen 6000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten. – Das Argument wird regelmäßig ausgewertet von Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Pol. Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Intern. Bibliographie d. Zeitschriftenliteratur, Intern. Bibliographie d. Rezensionen, Sozialwiss. Literaturinformationssystem. – Copyright © Argument Verlag, Glashüttenstraße 28, D-20357 Hamburg, Tel. +49-(0)40-40 18 00 0, Fax 40 18 00 20, www.argument.de, verlag@argument.de. Deutsche Bank Hamburg, IBAN DE09 2007 0024 0366 5445 00. – Satz u. Titelbild: Mattes Kleyboldt, Montage unter Verwendung v. Fotos v. TapTheForwardAssist u. Heike Lyding. – Rückseitenbild: Ruth Rehmann, Kurt Lenk (Foto: Kevin Hoffmann). – Umschlagkonzept: Martin Grundmann. – Druck: CPI books GmbH, Leck. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 13.

#### **Editorial**

### Habermas' Zusammenstoß mit den Online-Medien<sup>1</sup>

Die Beiträge dieses Hefts schließen an den Argument-Doppelband *Online-Kapitalismus* an. Ihr Akzent liegt auf politisch-kulturellen Online-Praxisformen und -Charaktermasken im Zusammenhang mit der Krise liberal-rechtsstaatlicher Demokratie auf hightech-kapitalistischer Grundlage.

Anlass für diese Vorbemerkungen ist Habermas' kurz vor diesem Heft erschienenes schmales Bändchen über den»neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit« und die deliberative Demokratie. Als einer der international bekanntesten Diskursmeister der Idealität westlicher Demokratie verarbeitet er hier den Zusammenstoß dieser Ideen mit der neuen Realität und stößt damit zugleich an die Grenzen seiner Konzeption. Wie oft schon problematisiert, klammert er dabei die Vernunft der Arbeit aus, weil er sie als Lohnarbeit instrumentalistisch verengt und die sie Ausübenden durch Lohnarbeitsverhältnisse und den abstrakten Mehrwertbildungscharakter determiniert denkt. Die Spannweite seines jüngsten Bändchens durchmisst in Habermas' Begriffen das Thema des vorliegenden Hefts.

- 1 Wichtige Anregungen empfing ich von Michael Rahlwes, Jan Loheit und, wie bei so gut wie allen meinen Texten, von Frigga Haug. Gerhard Schweppenhäuser danke ich für seine ermutigenden Kommentare und die Erinnerung an seine Analyse von Habermas' entdialektisierendem Übergang »vom Humanismus zum Luhmannismus« (2019).
- 2 Suhrkamp Verlag, Berlin 2022 (109 S., kart., 18€). Der Haupttext, »Überlegungen und Hypothesen zu einem erneuten Strukturwandel der politischen Öffentlichkeit« (9-67), ist bereits ein Jahr zuvor in einem Sammelband erschienen, der sich im Anschluss an Habermas' erstes und »erfolgreichstes« Buch (Habermas im Vorwort, 9) von 1962 mit Formen und Folgen dessen befasst, was wir Online-Öffentlichkeit nennen. Hier erscheint er zusammen mit zwei Interviews zu Fragen »deliberativer Demokratie«. Durch die Wiederveröffentlichung des Haupttextes möchte Habermas ihn einem »allgemeineren Publikum zugänglich« machen (7). Eben diesem Publikum können wir den zweiten Titel-Bestandteil, »deliberative Demokratie«, mit beratschlagende Demokratie übersetzen. Die Fähigkeit dazu ist der Gehalt, den Habermas am Leitfaden der Ideen und kommunikativen Praxisformen »vernünftiger Freiheit« im Anschluss an seine Theorie des kommunikativen Handelns (1981) begrifflich herausgearbeitet und in seinem großen Spätwerk mit einer in der Antike ansetzenden genetischen Rekonstruktion bzw. »Genealogie« versehen hat (2019).
- Vgl. dagegen Michael Vester, Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess (1970), auf den Spuren von E.P.Thompsons Klassiker The Making of the English Working Class (1963). Marx kommt im Kapital im historisch-kritisch und politiktheoretisch paradigmatischen Kapitel über den Kampf um die Länge des Arbeitstags (Kapital I, 8. Kap.) auf diesen Bildungsprozess zu sprechen. Nicht aus mechanisch wirkender Notwendigkeit, sondern aus der Not ihrer Lage heraus »müssen die Arbeiter ihre Köpfe zusammenrotten und ein Staatsgesetz erzwingen« (MEW 23, 320). Er rekonstruiert, wie es unter Bedingungen einer Pluralität gesellschaftlicher Interessen und damit auch von Bündnissen 1850 in England »zu einem Kompromiss zwischen Fabrikanten und Arbeitern« kam, der »parlamentarisch besiegelt ist« als Gesetz (309). Vorausgegangen war dem ein Ringen zwischen Partikularinteressen und verallgemeinerungsfähigen politisch-ethischen Normen. Das Beispiel zeigt zugleich in Aktion, was Gramsci als integralen Staat gefasst hat, die Zivilgesellschaft und ihre Öffentlichkeit als Sphäre der Hegemoniekämpfe, die aus der Vernunft der Arbeitswelt heraus in ›deliberative« Prozesse um den Gebrauch der gewaltmonopolistischen und administrativen Macht des Staates münden.

2\* Editorial

Kaum weniger folgenreich als die Ausklammerung der Sphäre gesellschaftlicher Arbeit ist Habermas' Entführung des über die kritische Ausgabe von Gramscis *Gefängnisheften* ins >allgemeinere< politik- und staatstheoretische Deutsch eingegangenen und mit der Hegemonietheorie verknüpften Begriffs der *Zivilgesellschaft*. Spontan projiziert er ihn zurück in die frühen sechziger Jahre, wenn er von seinem 1962 erschienenen Bestseller sagt, durch dieses Buch habe »die soziologisch begriffene Öffentlichkeit im funktional differenzierten Gehäuse moderner Gesellschaften einen Ort zwischen Zivilgesellschaft und politischem System« erhalten (9).<sup>4</sup> Statt »Ort« sagen wir besser »Sphäre«, weil nicht ortsgebunden. Den Erfolg seines ersten Buches schreibt er also dessen Leistung zu, jene Zwischen- bzw. Vermittlungssphäre »im Hinblick auf ihren funktionalen Beitrag zur Integration der Gesellschaft und insbesondere im Hinblick auf die politische Integration der Staatsbürger« untersuchbar gemacht zu haben (10). Dieses Selbstverständnis lädt zu genauerem Hinsehen ein.

Kann es sein, dass Habermas Zivilgesellschaft als >wesentlich privat< fasst und sie mit diesem Argument aus dem öffentlichen Ringen um politisch-kulturelle Hegemonie ausschließt? Die Sache ist verwickelter. Die krisengeborene Frage danach, wie »eine demokratische Legitimation der Herrschaft [...] Halt in einer Bevölkerung, von der doch >alle Gewalt ausgehen</br>
soll«, finden kann, führt Habermas auf die Voraussetzung einer »aktiven Bürgergesellschaft« (28). Die »politische Öffentlichkeit« wurzele schließlich »in einer Zivilgesellschaft«, die als »Resonanzboden« für die »kommunikativen Verbindungen zwischen der Politik und deren gesellschaftlichen >Umwelten</br>
schaftlichen >Umwelten
fungiert (ebd.). Ein Resonanzboden dient der Verstärkung von nicht von ihm selbst ausgehenden Impulsen. Um in die Nähe einer politischen Subjektposition zu gelangen, muss die Zivilgesellschaft »Akteure hervorbring[en], die in der Öffentlichkeit für die relevanten Themen der Bürger Aufmerksamkeit organisieren« (ebd.).

Hier verwirrt sich das Wegenetz, auf dem von »einer Bevölkerung [...] >alle Gewalt ausgehen« soll: »Relevant sind öffentliche Meinungen nur, wenn die Meinungsproduzenten aus den Reihen der Politik sowie die Interessenvertreter und PR-Agenturen der gesellschaftlichen Funktionssysteme und schließlich die verschiedenen Akteure der Zivilgesellschaft hinreichend responsiv sind, um die regelungsbedürftigen Probleme zu entdecken und dann für den richtigen Input zu sorgen.« Obgleich für diese »Akteure die Face-to-face-Begegnungen im Alltag und in öffentlichen Veranstaltungen jene beiden Nahbereiche der Öffentlichkeit darstellen, von denen ihre eigenen Initiativen ausgehen, bildet die von Massenmedien gelenkte öffentliche Kommunikation« faktisch treffend, aber normativ problematisch, »allein den Bereich, worin sich die kommunikativen Geräusche zu relevanten und effektiven öffentlichen Meinungen verdichten können« (38), wie er ungewohnt sarkastisch sagt.

<sup>4 »</sup>In den bisherigen Ausgaben« von Passagen aus Gramscis Gefängnisheften auf Deutsch, schreibt Klaus Bochmann 1991, war es durchgängige Praxis, »società civile mit ›bürgerliche Gesellschaft< wiederzugeben, [...] Quelle, ständiger Verwechslung mit der sozialökonomischen Formation [bourgeoise bzw. kapitalistische Gesellschaft] weitere Nahrung zu geben.« (1991, 18; so bereits Haug 1989).

Editorial 3\*

Das Neue, dem sein Unbehagen gilt, sieht Habermas darin, »dass die Digitalisierung der öffentlichen Kommunikation die Wahrnehmung« eben dieser Grenze zwischen »privat« klassifizierten und öffentlichen Äußerungen, vulgo »Geräuschen«, verschwimmen lässt, »obgleich sich die sozialstrukturellen Voraussetzungen für diese auch rechtssystematisch folgenreiche Unterscheidung nicht verändert haben« (29). Offenbar will er diese Trennung restauriert sehen durch »politische Regulierung der neuen Medien« (ebd.), ruft also nach Gesetzgebung und repressiver Staatsgewalt i.e.S. Wie es »realistische« Außen- und Rüstungspolitik gibt, die den Atomkrieg vorbereitet, um ihn zu verhindern, so hier die als präventiv beschränkende »realistische« Medienmachtpolitik im Blick auf jegliche real-öffentliche Äußerung. »Unser Interesse«, erklärt Habermas, »richtet sich vor allem auf das für den Throughput³ zuständige Mediensystem.« (39) Es verfügt über »die *Infrastruktur der Öffentlichkeit*, die letztlich über die beiden entscheidenden Parameter der öffentlichen Kommunikation entscheidet – über *Reichweite* und deliberative *Qualität* des Angebots.« (40)

Trennt Habermas nicht damit, dass er die offiziöse Öffentlichkeit aus der Zivilgesellschaft heraus- und zwischen diese und den Regierungs-, Verwaltungs- und Gewaltstaat setzt, dasjenige, was Gramsci im Begriff des *integralen Staates* zusammenfasst? Reserviert er unter der Kategorie »Infrastruktur der Öffentlichkeit« Fachkräfte mit Autoren-, Redakteurs-, Lektoren- und Managerfunktion + Unternehmen (Technik- und Vertriebsorganisation) – im zivilgesellschaftlichen Hegemonieringen das Definitions- und Vermittlungsmonopol von ÖFFENTLICHKEIT für die notorischen Qualitätsorgane« – Gramscis »Hegemonialapparate« (vgl. Bollinger/Koivisto 2001) oder Althussers ideologische Staatsapparate (vgl. Rick Wolff 2004)? Sie entscheiden über »Reichweite und deliberative Qualität des Angebots« (39f).

Faktisch spricht viel Evidenz dafür. Aber die Normierung dieses faktischen Machtgebrauchs wäre ein eklatant-ideologischer Akt unbesehener Legitimierung der Weise, in der diese Macht den administrativen und gewaltmonopolen Staat i.e.S. mit den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und Gegensätzen abfedernd vermittelt und zugleich im Sinne herrschender Interessen bedingt. Hierfür trennt diese theoretische Operation von allen drei Sphären – der >privatistisch
gefassten Zivilgesellschaft, der gleichsam zertifizierten Öffentlichkeit und dem Staat i.e.S. – ohne weitere Differenzierung die Sphäre der kapitalistischen Ökonomie und

<sup>5 »</sup>Als Durchsatz (throughput) wird [... u.a.] die Menge an Werkstoffen, Daten oder Informationen bezeichnet, die innerhalb eines bestimmten Zeitraumes in einem System von einem Ort zu einem anderen Ort transportiert werden.« (Wikipedia, 29.9.2022)

<sup>6</sup> Gramsci führt diesen Begriff ein zur Kritik der »Gleichsetzung von Staat und Regierung, [...] das heißt der Verwechslung von Zivilgesellschaft und politischer Gesellschaft, denn es ist festzuhalten, dass in den allgemeinen Staatsbegriff Elemente eingehen, die dem Begriff der Zivilgesellschaft zuzuschreiben sind (in dem Sinne, könnte man sagen, dass Staat = politische Gesellschaft + Zivilgesellschaft, das heißt Hegemonie, gepanzert mit Zwang).« (Gef 4, H. 6, §88, 783; vgl. Röttger 2004, 1254-66).

<sup>7</sup> Unter dieser Kategorie verschwimmt für Habermas die Grenze zwischen öffentlich-rechtlichen Sendern und den Organen des Medienkapitals, dessen Macht in den USA fürs Schicksal der ›deliberativen Demokratie‹ eine verheerende Rolle spielt.

4\* Editorial

entzieht deren Macht der Öffentlichkeit, wenn man von gelegentlichem Bedauern der Kolonisierung der Lebensweise durch sie absieht. Solche Entnennungen und Machtzuweisungen machen den Eindruck eines stillschweigend gezahlten Preises fürs ›Dazugehören‹ zu diesem entscheidenden ›Zwischenraum‹, der befugt und staatlich unterstützt ist, »konkurrierende öffentliche Meinungen hervorzubringen, welche den Maßstäben deliberativer Politik genügen« (38).

Worum es dabei geht, benennt Gerhard Schweppenhäuser in seiner Rekonstruktion der bei Habermas aus antagonistischer Auseinandersetzung mit Luhmanns Systemtheorie geborenen Verschiebung der Parameter seines Kommunikationsansatzes »vom Humanismus zum Luhmannismus«: Was Luhmann theoretisch fasst und zugleich entnennt, ist die »kapitalistische Medienhegemonie«, der die »>deregulierende Medienpolitik der Ära Kohl den Weg gebahnt hat, indem sie das öffentlich-rechtliche System in den Teilzeit-Vorruhestand schickte« (2019, 237). Habermas setzt an diese Stelle, ohne weiter in die historisch-kritische Analyse einzusteigen, die besagte ÖFFENTLICHKEIT, die er funktionalistisch für die mediale Systemreproduktion kapitalistisch gründender Demokratie alleinzuständig macht. Zu dem, was er dabei im Dunkeln lässt, lassen sich mit Gramsci die »unmittelbaren >korporativen< Interessen (korporativ in einem besonderen Sinn, als unmittelbare und egoistische einer bestimmten begrenzten gesellschaftlichen Gruppe)« anführen (vgl. Gef 1, H. 1, §44, 111). Sie sind es, welche die notorischen politischen Kämpfe und ökonomischen Konkurrenzmanöver der beteiligten Medienkonzerne untereinander antreiben. Indem Habermas diese realen Vermittlungen auslässt, muss er »die Überwindung des korporativen Stadiums« der betreffenden »>geschichtlich produktiven« gesellschaftlichen Gruppe oder Klasse«, von der ihre Hegemoniefähigkeit abhängt, stillschweigend voraussetzen. Vermittelt wird sie durch ihre Intellektuellen. Sie sind »die Akteure einer solchen (wie immer realen oder zumindest partiell illusorischen) Universalisierung, die ihr >Opfer< abverlangt, um andere Gruppen oder Klassen >mitnehmen < zu können, indem sie ihnen Entfaltungsmöglichkeiten bietet « (Haug 2004, 15).

Nun ist in diese nur imaginär wohlgeordnete Welt die Online-Öffentlichkeit eingebrochen. Durch die via Digitalisierung erfolgte Transposition medialer Vermittlung ins Internet sieht Habermas »die Kommunikationsflüsse unserer redseligen Spezies mit unerhörter Geschwindigkeit über den ganzen Erdball und retrospektiv auch über alle Epochen der Weltgeschichte [?] ausgebreitet, beschleunigt und vernetzt« (42). Das wird allgemein so gesagt. Aber was ist nun »das eigentlich Neue an den neuen Medien«? – »Sie [...] ermächtigen alle potenziellen Nutzer prinzipiell zu selbständigen und gleichberechtigten Autoren.« (Ebd.) Mit diesem Angebot zur Selbstermächtigung entmächtigen sie de facto ein Stück weit den medialen geschichtlichen Block eingespielter ÖFFENTLICHKEITS-Instanzen und mit ihm jenes informell >zertifizierte< >atlantizistische< Dazugehören. Hier erfolgt ein Zusammenstoß in Habermas' Werteordnung, der seine Vernunftidee in Gefahr bringt. Denn »frei« und »gleich«, wie die von ihm gedachten Kommunikationsbeteiligten zu sein haben und wie sie in der Ideologie der >Wissensgesellschaft< als via

Editorial 5\*

Netzkommunikation real Werdende an die Wand gemalt worden sind, müssen sie als nunmehr empirische *>user<* von Habermas' Vernunftidee rigoros mit Ausschluss drohend zur Ordnung gerufen werden.

Habermas' Begründung lässt sich trotz der ebenso verständnislosen wie verächtlichen Geräusche-Metapher angesichts der Online-Faktizität nicht einfach vom Tisch wischen: Jenes »große emanzipatorische Versprechen wird heute zumindest partiell von den wüsten Geräuschen in fragmentierten, in sich selbst kreisenden Echoräumen übertönt« (45). Beeindruckende Bewertungsmetaphern treten an die Stelle analytisch gewonnener und theoretisch konsistent mit den weiteren Zusammenhängen vermittelter Begriffe: »Aber die Lava dieses zugleich antiautoritären und egalitären Potenzials, die im kalifornischen Gründergeist der frühen Jahre noch zu spüren war, ist im Silicon Valley alsbald zur libertären Grimasse weltbeherrschender Digitalkonzerne erstarrt.« (46) Den nüchternen Kern dieser Intonierung erfahren wir auch. Das analytische Sich-Einlassen auf die neuen Potenziale und auf die Untersuchung der passiven Dialektik vieler spontan sich ihnen überlassenden Nutzungsweisen bleibt zu leisten. Die Selbstermächtigung der auf user reduzierten Subjekte fordert in der Tat einen »Preis, den diese für die Entlassung aus der redaktionellen Vormundschaft bezahlen, solange sie den Umgang mit den neuen Medien noch nicht hinreichend gelernt haben«8 (46; mit Hinweis auf Sevignani 2021).

Letzteres, das aufschiebende »Solange«, verdient, nebenbei gesagt, eine andere Justierung: Diese Zeitschrift, seit über einem halben Jahrhundert erscheinend, ist ein relativ altes Medium. Sie leidet darunter, dass große Teile der jüngeren Generation zulasten der Mühen der Theoriearbeit ins Netz und ins Zeitregime der Netzunmittelbarkeit abschwirren. Viele haben von den befugten Apparaten gelernt und an beobachteten Karrieren abgelesen, dass man mit Schlagworten leichter durchkommt als mit solide gearbeiteter Kritik, aus der ein lebensfähiges Neues erwächst. In Habermas' Worten: »Auch die Autorenrolle muss gelernt werden« (47). – Ja, auch wenn schöpferischer Geist keine Rolle ist, also etwas, das man spielt und nicht an der Sache erarbeitet.

Der so oft schon in seinen öffentlichen Interventionen mächtigen Meinungen mit klar begründeten Urteilen entgegengetretene Habermas, hier erklärt er die Tatsache, dass in der EU »41 Prozent der vom Eurobarometer Befragten bezweifeln, dass die nationalen Medien frei von politischem und wirtschaftlichem Druck berichten« und dass »39 Prozent dieses Misstrauen ausdrücklich im Hinblick auf die öffentlich-rechtlichen Medien [bekräftigen], die heute das Rückgrat einer liberalen Öffentlichkeit bilden, ja dass gar 79 Prozent behaupten, dass sie schon einmal verzerrten oder

<sup>8</sup> Zu berücksichtigen ist, dass es sich bei diesen aus »Vormundschaft« einer zertifizierten Vernunftsphäre in Autonomie Entlassenen um viele Millionen, ja Milliarden überschreitende Kunden handelt, mit deren in der Mehrzahl der Fälle ›kostenloser« Plattformnutzung Geld verdient werden soll und dies in Mengen, die alles aus Prä-Online-Zeiten Bekannte übertreffen. Twitter u.a. haben lange mit Trumps Hetze durch Clicks und Likes viel Geld verdient. Kritische Theorie muss analytisch damit einsetzen, wie Kapital- und Herrschaftsinteressen in den oligopolistischen Tech-Konzernen zusammenlaufen und Prozesse kollektiver Deliberation unterlaufen.

6\* Editorial

falschen Nachrichten begegnet sind« (41), undifferenziert zur Basis »informierter Vermutungen« für den online-medial induzierten *Verfall* von Öffentlichkeit (52), daneben, schon eher nachvollziehbar, für den gleichfalls induzierten »Sog zur selbstbezüglich reziproken Bestätigung von Interpretationen und Stellungnahmen« (57).

Aber ja doch, auch wir sind »mehr als einmal verzerrten oder falschen Nachrichten begegnet«, bezweifeln begründet, »dass die nationalen Medien frei von politischem und wirtschaftlichem Druck berichten«, bekräftigen diesen Zweifel, historisch-kritisch belegt, an allzu vielen Beispielen aus den »öffentlich-rechtlichen Medien« und aus der »Qualitätspresse, deren wirtschaftliche Basis wohl bald auch nur noch mit Hilfe öffentlicher Unterstützung gesichert werden könnte« (67) und die mit ihren »qualitativ gefilterten Meinungen« (63) den »anderen Medien, vor allem dem Fernsehen, nach wie vor die reflektierten Beiträge und Stellungnahmen zu den inhaltlich maßgebenden Themenschwerpunkten« vorgibt (52).

Die Logik repräsentativ-indirekter Demokratie verlangt offenbar nach einer eben solchen Öffentlichkeit. Nur dass die Medienkonzerne keine Parteien sind, sondern profitorientierte Unternehmen mit gegensätzlichen politischen Parteinahmen ihrer Eigentümer. In Anlehnung an Gramscis konkret hegemonie- und damit politiktheoretisch grundlegenden Begriff des »geschichtlichen Blocks« (vgl. Bollinger 2001) könnten wir vom geschichtlichen Medienblock sprechen, dessen Monopol zur Filterung »politischer Öffentlichkeit« Habermas gegen die digitalen Plattformen verteidigt, weil letztere das Monopol des aktualgeschichtlichen Medienblocks gefährdeten, indem sie nicht nur die Möglichkeit zur »spontanen Erzeugung von intersubjektiv bestätigten Eigenwelten« bieten, sondern »dem Eigensinn dieser Kommunikationsinseln zugleich den epistemischen Rang konkurrierender Öffentlichkeiten zu verleihen« drohen (52)°.

Ist, was da so störend auftritt und auf Distanz gehalten werden muss, nicht doch eine polyphone zivilgesellschaftliche Kompetenz in ihrer Beteiligung am antagonistischen politisch-kulturellen Ringen um die Durchsetzung eines >Allgemeinen

ȟber den jeweils eigenen Horizont hinausreichender Universalitätsansprüche« (63)? Oder wurde auch sie in ihren eingefahrenen und dabei dispersen Formen des Sich-eine-Meinung-Bildens und des Sich-Informierens von den Möglichkeiten, Nutzungsweisen und Folgen des Online-Meta-Mediums überrumpelt? Nicht alle >können Online
Nicht alle >können Online
Online drauf haben
Nicht alle >Online drauf haben

Die Beiträge dieses Hefts zeigen, dass wir Habermas' Sorgen ernstnehmen und ihre Realgrundlage zum Untersuchungsgegenstand machen. Auch wir sehen uns »abgründigen Regressionen« infolge online-kapitalistischer »Umwälzungen

<sup>9</sup> Statt »drohen« sagt Habermas »scheinen«.

Editorial 7\*

in Produktions- und Lebensweise«¹º ausgesetzt. Sie deuten aber auch auf einen für seine kritisch-demokratischen Ziele gefährlichen blinden Fleck in Habermas' Theorie. Mehr noch, die Anlage seiner Kritik von politischen Online-Kulturen spiegelt ungewollt Momente seines eigenen politisch-theoretischen Handelns als einer der respektierten Autoren des geschichtlichen Medienblocks. Spielt dieser seine Torhüterfunktion nicht selber in reziproker Bestätigung von Interpretationen und Stellungnahmen – und sei es nur in Gestalt würdigenden Ernstnehmens und Diskutierens im Kreis derer, die Eingang gefunden haben? Nichts anderes geschieht in den kraft quantitativen Umfangs der Online-Gefolgschaft zur Konkurrenz der zertifizierten Öffentlichkeit gewachsenen neuen Medien.

Hier springt in der Online-Phase des Hightech-Kapitalismus die Kategorie »Plattformcharakter« ein. Habermas bestimmt jenes Neue als »verantwortungslos« (44). In der Tat ist die Haftung des US-Plattformen-Oligopols für die Inhalte der auf ihnen im Netz operierenden Medien und Individuen rechtlich explizit ausgeschlossen (vgl. v. Xylanders Beitrag in diesem Heft, S. 530-69). Angesichts dieser Verlegenheit bestreitet Habermas den »neuen Medien« kurzerhand ihren Mediencharakter, jedenfalls »im bisherigen Sinn«, eben weil sie die zuvor herrschenden Kommunikationsmuster verändern. Doch das ist ja dasjenige, was ihnen den Namen »neue Medien« gibt, dass sie, auf hochtechnologischer Grundlage, dies tun – übrigens in Gestalt der für die Online-Ausgaben der Qualitätsmedien zunehmend zum Standard werdenden, wenngleich wohl kontrolliert geschalteten Online-Foren.

Dieser kategoriale Ausschluss fügt sich zu entsprechenden Erfahrungen der an Marx anschließenden und zur Welt der lohnabhängig Arbeitenden hin solidarisch-offenen Zeitschriften. Partizipiert Habermas ihnen gegenüber nicht selbst immer wieder an den in Zitierkartellen intersubjektiv erhärteten Verschweigungsund sonstigen Ausschließungsgewohnheiten, die in der akademischen wie der politisch-publizistischen Öffentlichkeit machtgestützt wirksam sind und über Aufstiegs- und Worterteilungschancen entscheiden? Hat er nicht immer wieder und ungeachtet seiner Rühmung einer »repressionsfreien Kommunikationssituation« mit »vollständiger Inklusion und gleichberechtigter Partizipation«, die »von den Teilnehmern selbst Aufrichtigkeit verlangt« (2019.II, 757f), seinem Vernunftbegriff die Rechtfertigung der diesen Zielwerten vernünftiger Freiheit entgegenstehenden Verhältnisse eingeschrieben? Die FAZ schweigt uns tot, weil wir ihr kritisch auf die Finger schauen? Habermas ist für einflussreiche Leute der FAZ tot, weil er sich dem Bellizismus – unterschwellig auch dem ihren – widersetzt hat. Nachdem in der FAZ jene Tendenz das Ruder in die Hand genommen hatte, ließ sie Habermas' Kritik der Kriegsanheizung in ihrem Qualitätsorgan als beleidigte Reaktion eines durch die Wende vom Sockel gestürzten und überdies alten Großintellektuellen verhöhnen, der hilflos zusehen müsse, wie ihm in dieser reißenden Strömung »die Felle davonschwimmen« (Strauss, 30.4.2022).

<sup>10</sup> Dies bereits das Thema unseres Argument-Buchs von 2020, (DA 335, 62. Jg., H. 2/3), an dem wir hier weiterarbeiten.

8\* Editorial

Ja, sie schwimmen nicht nur vernünftiger Freiheit, sondern auch dem »ökologischen Weltfrieden« (Müller-Jung, 18.7.2022) und damit der Menschheit davon. Für uns indessen, die wir in dem von Habermas »zertifizierten« Raum so wenig etwas zu suchen haben sollen wie der »Genosse Unbefugter« bei Dschingis Aitmatow, ist Habermas nicht »tot«, sondern eine in ihrer Widersprüchlichkeit produktiv immer wieder herausfordernde und unverzichtbare Stimme.

#### Literatur

Aitmatow, Tschingis, *Der Tag zieht den Jahrhundertweg* (1981), Roman, Berlin/DDR, 6. A., 1986 (1991 neu erschienen unter dem Titel *Ein Tag länger als ein Leben*, a.d.Russ. v. Charlotte Kossuth, Zürich)

Bochmann, Klaus, »Editorische Vorbemerkung« zu Gramsci, *Gefängnishefte*, Bd. 1, Hamburg 1991, 14-20

Bollinger, Stefan, »geschichtlicher Block«, HKWM 5, Hamburg 2001, 440-48

Ders. u. Juha Koivisto, »Hegemonialapparat«, HKWM 5, Hamburg 2001, 1258-70

Gramsci, Antonio, *Gefängnishefte*, Kritische Gesamtausgabe, 10 Bde., hgg. vom Deutschen Gramsci-Projekt unter wiss. Leitung von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, 1991-2002

Habermas, Jürgen, Auch eine Geschichte der Philosophie, Bd. 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen (s. Mayer 2021); Bd. 2: Vernünftige Freiheit. Spuren des Diskurses über Glauben und Wissen, Berlin 2019 (zit. 2019.I bzw. II)

ders., Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik, Berlin 2022.

Haug, Wolfgang Fritz, »Gramsci übersetzen. Bürgerliche Gesellschaft oder Zivilgesellschaft?«, Vortrag bei der 1989 vom Istituto Gramsci (Rom) in Formia organisierten internationalen Tagung von Gramsci-Übersetzern, www

ders., »Hegemonie«, HKWM 6/I, Hamburg 2004, 1-25

Müller-Jung, Joachim, »Kaum Aufmerksamkeit für die schwindende Naturvielfalt«, FAZ, 18.7.2022

Röttger, Bernd, »Integraler Staat«, HKWM 6/II, Hamburg 2004, 1254-66

Schweppenhäuser, Gerhard, »Aufklärung ohne Dialektik. Vom Humanismus zum Luhmannismus«, in *Argument* 332, 61. Jg., 2019, H. 2, 232-41

Seliger, Martin, u. Sebastian Sevignani (Hg.), Ein erneuter Strukturwandel der Öffentlichkeit? Sonderband 34 der Zeitschrift Leviathan, Wiesbaden 2021

Strauss, Simon, »Der Chef-Kritiker der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit sieht seine Felle davonschwimmen«. FAZ. 30.4.2022

Wolff, Rick, »ideologische Staatsapparate / repressiver Staatsapparat«, HKWM 6/I, 2004, 761-72

# Ralf Hoffrogge und Axel Weipert

#### Novemberrevolution\*

A: al-thaura al-almania. – E: German Revolution. – F: Révolution allemande. – R: Nojabrskaja revoljucija. – S: Revolución de Noviembre. – C: Déguó shíyīyuè gémìng 德国十一月革命.

Die N, von Zeitgenossen auch Deutsche Revolution« genannt, bezeichnet den Übergang vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik. Der Begriff verweist auf das Ende der Monarchie am 9. November 1918, bezeichnet im weiteren Sinne jedoch die Gesamtheit der revolutionären Phase bis Anfang 1920.

Die Bezeichnung >Deutsche Revolution < rahmt dagegen die N als Ausschnitt eines globalen Revolutionszyklus 1916–1920. Er begann 1916 mit dem irischen Osteraufstand und dem Mittelasiatischen Aufstand, setzte sich 1917 in der russischen Februar- und Oktoberrevolution sowie 1918 im finnischen Bürgerkrieg und dem Schweizer Landesstreik fort. Der Zyklus erlebte im November 1918 seinen Höhepunkt mit dem Zerfall des Österreich-Ungarischen Imperiums und der N. Die revolutionäre Welle war Folge des Ersten Weltkrieges, der Klassenkämpfe, nationale und antikoloniale Befreiungsbewegungen steigerte und erstmals global synchronisierte. Die Festlandsimperien Europas wie das Zarenreich, Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich wurden infolge dieser Dynamik gesprengt, die N ermöglichte am 11. November 1918 den Waffenstillstand an der Westfront und beendete damit den Weltkrieg. Der revolutionäre Zyklus setzte sich danach nicht in den Siegerstaaten und Überseeimperien England und Frankreich fort, obwohl er dort 1919 Streikwellen sowie Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien inspirierte. Nur im Siegerstaat Italien bildete die Rätebewegung des Biennio Rosso 1919 bis Anfang 1921 einen zweiten Höhepunkt und Abschluss des revolutionären Zyklus.

Historisch eng verbunden waren die N und die Österreichische Revolution. Beide Staaten waren Kriegsverbündete, das Habsburger-Imperium zerfiel jedoch schon im Oktober 1918 durch Unabhängigkeitserklärungen der Tschechoslowakei, der Südslawen und Ungarns. In Ungarn mündete dies von März bis August 1919 in eine Räterepublik, in Wien verlief die Entwicklung geordneter: Am 31. Oktober 1918 übernahm eine provisorische Regierung unter dem Sozialdemokraten Karl Renner die Macht, am 12. November wurde die Republik Deutschösterreich ausgerufen. Parteiübergreifend wurde die Vereinigung mit der deutschen Republik angestrebt, war jedoch 1919 gegen die Siegermächte nicht durchsetzbar. Der Begriff N bezieht sich daher trotz enger Verflechtungen nur auf die deutschen Ereignisse, für die Revolution in Wien hat sich der Begriff >Österreichische Revolution« eingebürgert. Mitunter wird nur von einem »Zusammenbruch« gesprochen, da die Dynamik

Online-Supplement zu DAS ARGUMENT 339/2022 ©

Vorabdruck aus dem HKWM Band 10

von Revolution und Konterrevolution weniger intensiv war und bereits Ende 1918 auslief, während sie in Deutschland bis April 1920 andauerte (Bruckmüller 1985, 456-69; Bauer 1923).

Während in Russland wie Österreich-Ungarn Bauernschaft und unterdrückte Nationalitäten entscheidend waren, trat in Deutschland das Proletariat als führende Kraft der Revolution hervor – anfangs angestoßen durch meuternde Truppen, die vielfach ebenfalls der Arbeiterklasse entstammten. Die N war somit die erste und bisher einzige von einer sozialistischen Arbeiterbewegung getriebene Revolution in einem führenden Industrieland. Sie entsprach am ehesten den Voraussagen der Marxschen Theorie.

Die N mündete mit der Verabschiedung der Weimarer Reichsverfassung im August 1919 jedoch nicht in eine sozialistische, sondern eine bürgerlich-demokratische Republik. Obwohl die seit Januar 1919 in Weimar tagende verfassungsgebende Nationalversammlung durch eine von Arbeiterräten getragene Streikwelle vom Februar bis April 1919 und kurzlebige lokale Räterepubliken in Braunschweig, Mannheim, Bremen und München begleitet war, wurden Hoffnungen auf eine »Zweite Revolution« (Weipert 2015) enttäuscht. Die Verabschiedung eines Betriebsrätegesetzes im Januar 1920 und die Niederschlagung der zur Abwehr des gegenrevolutionären Kapp-Lüttwitz-Putsches entstandenen Rote Ruhr Armee im April 1920 markieren das Ende der N. Neben dem Übergang zur Demokratie bewirkte sie auch tiefgreifende gesellschaftliche und lebensweltliche Veränderungen in Kunst, Architektur, industriellen Beziehungen und Geschlechterverhältnissen. Auf dem Feld der sozialistischen Theorie brachte sie ein neues Denken über die gesellschaftliche Organisation von Produktion (Sozialisierung, Räte) hervor. In der Nachwirkung bedeutete die N die Scheidung zwischen Leninismus und westlichem Marxismus.

1. Vom Massenstreik zur Revolution 1914–1918 – Der Erste Weltkrieg spaltete die Zweite Internationale, denn die Mehrheit der europäischen Arbeiterparteien erklärte sich trotz anderslautender Beschlüsse für die Unterstützung >ihrer< Regierungen. Auch in der Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie waren die Kriegsgegner in der Minderheit. Sie fügten sich der Fraktionsdisziplin und stimmten am 4. August 1914 für die Ausgabe von Kriegsanleihen. Erst ab Ende 1914 trat eine Opposition sozialistischer Kriegsgegner um Karl Liebknecht und Hugo Haase im Parlament hervor. Ab 1916 wuchs die Unzufriedenheit in der Bevölkerung über Teuerung und Lebensmittelknappheit. Da die Arbeiterklasse durch diese Kriegsfolgen härter getroffen war als das Bürgertum, SPD und Gewerkschaften der Kriegsmüdigkeit jedoch kaum Raum gaben, begann eine Radikalisierung. Bereits 1915 brachen vereinzelt spontane Hungerunruhen aus, die vornehmlich von Frauen getragen waren und auf einer Tradition ähnlicher Lebensmittelkrawalle aufbauten (Davis 2000). Erstes Anzeichen einer revolutionären Entwicklung war der ›Liebknechtstreik‹ am 28. Juni 1916, ein Solidaritätsstreik von 55000 Berliner Rüstungsarbeitern für den bei einer Kundgebung am 1. Mai 1916 verhafteten Karl Liebknecht.

Novemberrevolution 11\*

Liebknecht und Otto Rühle repräsentierten die marxistische Linke der SPD. Im März 1916 bildete sich zusätzlich eine Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft aus 18 Kriegsgegnern, die aus der SPD-Reichstagsfraktion ausgeschlossen worden waren. Beide Gruppen wurden zur Keimzelle der im April 1917 gegründeten Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) (Morgan 1975, Krause 1975). Sie umfasste Vertreter des linken Parteiflügels und der Spartakusgruppe um Liebknecht, Luxemburg und Leo Jogiches, benannt nach den von ihnen herausgegebenen *Spartakusbriefen* (Pelz 1988, Luban 2008). In der USPD wirkten jedoch auch Revisionisten wie Eduard Bernstein oder Vertreter des Zentrums wie Karl Kautsky und Hugo Haase. Die parlamentarische und daher legale USPD bot einen Kristallisationspunkt für Massenproteste, steuerte diese jedoch nicht. In Bremen und Nordwestdeutschland entstand mit den >Bremer Linksradikalen</br>
ein weiteres Widerstandsnetzwerk. Seine Mitglieder verblieben in der SPD, da sie die Bremer Lokalorganisation dominierten (Engel 2011, 237-307, u. 2017).

Während die Spartakusgruppe teils erfolgreich Straßendemonstrationen organisierte, gingen die drei politischen Massenstreiks 1916, 1917 und 1918 von einem dritten Netzwerk aus, das innerhalb der Metallgewerkschaft Deutscher Metallarbeiter-Verband (DMV) entstanden war und sich ab 1918 >Revolutionäre Obleute</br>
nannte (Müller 1985, Hoffrogge 2018). Es handelte sich um eine Rebellion ehrenamtlicher Betriebsobleute gegen den Gewerkschaftsapparat. Dieser hatte seit 1914 die Burgfriedenspolitik mitgetragen und war seit 1916 auch offiziell in die Kriegsmaschinerie eingebunden: Das Vaterländische Hilfsdienstgesetz militarisierte das Arbeitsrecht, zwang aber die Unternehmer zur Anerkennung der Gewerkschaften und zur Einrichtung von »Kriegsausschüssen« als Arbeitervertretung (Müller 2011, 89ff). Das Gesetz von 1916 ist somit ein Ursprung des deutschen Korporatismus.

Der zweite politische Massenstreik vom 15. bis 23. April 1917 stand unter dem Einfluss der russischen Februarrevolution im März 1917. Als »Brotstreik forderte er bessere Lebensmittelversorgung, aber auch die Freilassung von Richard Müller, Anführer der Obleutebewegung. Der Streik erfasste neben Berlin auch andere Industriestädte wie Leipzig.

In Reaktion auf die Proteste forderte am 19. Juli 1917 eine Resolution des Reichstages »einen Frieden der Verständigung« ohne »erzwungene Gebietserwerbungen« – wiederholte jedoch die Propaganda eines angeblichen Verteidigungskrieges. Die von SPD, katholischer Zentrumspartei und Liberalen vorgebrachte Resolution blieb folgenlos. Erst mit der russischen Oktoberrevolution am 7. November 1917 beschleunigte sich die Entwicklung: Lenins »Dekret über den Frieden« bot sofortigen Waffenstillstand an. Es übte eine ungeheure Wirkung aus, wurde jedoch von der deutschen Obersten Heeresleitung (OHL) abgelehnt, die auf Annexionen in Ostund Westeuropa bestand. Das Ausbleiben des Friedens trotz langer Verhandlungen zwischen den Mittelmächten und den Bolschewiki führte zunächst in Österreich-Ungarn zum »Jännerstreik« vom 3. bis 25. Januar 1918, dem der Matrosenaufstand von Cattaro folgte. (Rauchensteiner 2013) Die Bewegung griff nach Deutschland über, wo sie von den Obleuten geführt wurde und mit dem Januarstreik vom 28.1. bis

3.2.1918 Berlin und weitere Städte lahmlegte (Boebel/Wenzel 2015). Obwohl sich mit den Streikleitungen bereits Rätestrukturen gebildet hatten, forderte dieser dritte Massenstreik nicht eine sozialistische, sondern eine parlamentarische Republik, die Friedensfrage stand im Vordergrund. Erst die Niederschlagung des Januarstreiks und der Siegfrieden von Brest-Litowsk, der die deutsch-österreichische Besetzung der Ukraine und anderer Teile des Russischen Reiches zur Folge hatte, brachte eine weitere Radikalisierung. Ab September 1918 deutete sich nach der gescheiterten und opferreichen deutschen Frühjahrsoffensive ein Zusammenbruch der Westfront an. Während sich dort Desertionen häuften, brachen am 27. Oktober Meutereien in der Marine aus. Dort war es bereits 1917 zu ersten Befehlsverweigerungen gekommen, im Oktober 1918 verweigerten sich die Matrosen dann massenhaft einem aussichtslosen Angriff auf die britische Flotte. Obwohl die OHL im Wissen der absehbaren Niederlage bereits am 3. Oktober 1918 eine parlamentarische Regierung samt sozialdemokratischer Mitglieder zugestand und damit eine zentrale Forderung des Januarstreiks erfüllt hatte, war die Revolution nicht mehr zu stoppen. Am 4. November übernahm ein Arbeiter- und Soldatenrat die Macht in Kiel, es folgten zahlreiche weitere Städte, auch im Süden des Reiches. In Berlin bereiteten die Obleute daraufhin gemeinsam mit der Spartakusgruppe einen revolutionären Generalstreik vor. Ein Aufstandstermin wurde für den 11. November festgesetzt, dann jedoch auf den 9. November vorgezogen. Trotz großer Unsicherheit gelang der Aufstand, da sich die in Berlin konzentrierten Soldaten weigerten, auf Demonstrationszüge zu schießen. Die SPD versuchte morgens noch, den Generalstreik zu verhindern, unterstützte ihn jedoch gegen Mittag. Eigenmächtig verkündete Reichskanzler Max von Baden schließlich die Meldung von der Abdankung des Kaisers – die Revolution hatte gesiegt.

Die N hing somit von der Dynamik des Krieges ab. Erstmals erfolgte 1914–18 eine totale Mobilisierung der Bevölkerung, die im Scheitern zum völligen Legitimitätsverlust des Regimes führte – die seit zwei Generationen gestellten demokratischen und sozialistischen Forderungen der Arbeiterbewegung wurden konkret und plausibel. Durch die Allianz von Gewerkschaftsführung und SPD mit Kaiser und Militär entstand jedoch eine Repräsentationslücke, die von unten gefüllt wurde: die Rätebewegung.

2. Vom Kaiserreich zur Republik 1918 – Am Nachmittag des 9. November bildeten spontan gebildete Arbeiter- und Soldatenräte den Keim einer neuen Staatsgewalt. Daneben stand die Beharrungskraft staatlichen Bürokratie und die Dominanz der Parteien über die Räte. Es konsolidierte sich sehr früh eine >Koalition der Ordnung aus SPD, Staatsapparat und einem reorganisierten Paramilitär in Form der Freikorps. Ihre Losung war die Wahl einer verfassunggebenden Nationalversammlung, also eine bürgerlich-parlamentarische Republik. USPD, Spartakusgruppe und Teile der Räte wollten dagegen das Rätesystem als neue Staatsform etablieren.

Auf einer zentralen Räteversammlung am 10. November in Berlin bildete sich zunächst eine Doppelherrschaft heraus – ein > Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldaten-

Novemberrevolution 13\*

räte<, der bis zum 1. Reichsrätekongress am 16. Dezember 1918 das höchste Organ der ›Sozialistischen Republik Deutschland‹ war, andererseits ein sechsköpfiger ›Rat der Volksbeauftragten (Engel/Materna Holtz 1993-2007, Miller 1978, Matthias 1970). Letzterer war in der Theorie eine vom Vollzugsrat kontrollierte Exekutive, in der Praxis eine Einheitsregierung aus SPD und USPD. Sie war Ergebnis des Drucks der Massen, die glaubten, mit dem sich abzeichnenden Kriegsende sei die Spaltung der Arbeiterbewegung obsolet. In den folgenden Wochen zeigte sich jedoch, dass der Krieg nicht die eigentliche Konfliktlinie war: »Entweder Nationalversammlung oder die ganze Macht den A. u. S. [Arbeiter- und Soldaten] Räten, entweder Verzicht auf den Sozialismus oder schärfster Klassenkampf im vollen Rüstzeug des Proletariats gegen die Bourgeoisie: das ist das Dilemma«, schrieb Rosa Luxemburg am 17. Dezember 1918 (GW 2, 460). Vorentscheidend gegen ein Rätesystem war das Stinnes-Legien Abkommen vom 15. November 1918, in dem den Gewerkschaftsvorständen seitens der Unternehmer ihre Anerkennung als Tarifpartner, der Achtstundentag und die Einrichtung von Arbeiterausschüssen zugesichert wurde. Sie verzichteten damit implizit auf eine Sozialisierung der Betriebe – eine Vorentscheidung, die allerdings heftig umstritten blieb. Gegenüber den Räten blieben die meisten Gewerkschaftsfunktionäre skeptisch, ein Rätesystem hätte alte Verbandsstrukturen überflüssig gemacht oder ein paralleles Machtzentrum geschaffen.

Auch die SPD-Führung um Friedrich Ebert sah die Räte als Störfaktor und wollte stattdessen den am 3. Oktober 1918 begonnenen behutsamen Umbau des Staates fortsetzen. Bündnispartner fand die SPD dennoch in den Soldatenräten. Aktiv warb sie in den Kasernen um die jüngst politisierten Truppen, die nun im Berliner Vollzugsrat und den Räte-Vollversammlungen meist mit der SPD stimmten. Bereits am 6. Dezember 1918 deutete sich ein Ausscheren der Soldaten aus den Rätestrukturen an, als einzelne Truppenteile in einem bis heute nicht ganz geklärten Putschversuch den SPD-Volksbeauftragten Ebert einseitig zum Präsidenten ausriefen – das Unternehmen blieb jedoch erfolglos. Folgenreicher war der 1. Reichsrätekongress vom 16. bis 20. Dezember 1918 in Berlin, bei dem erstmals landesweit gewählte anstatt spontan gebildeter Räte zusammentraten. Eine Mehrheit aus SPD-Delegierten und Soldatenräten entschied sich für die Wahl einer Nationalversammlung, womit der Rätekongress sich faktisch selbst entmachtete. Für Rosa Luxemburg war dies eine durch Verfahrenstricks herbeigeführte Überschreitung seiner Vollmachten, die das von den Massen noch nicht realisierte gegenrevolutionäre Handeln der SPD entlarve (GW 2466,468-71). Zwar wurde für die Übergangszeit ein »Zentralrat« gewählt, um den Rat der Volksbeauftragten zu kontrollieren – dieser wurde jedoch von der USPD boykottiert (Kolb 1978, 244-61). Fraktionsübergreifend beschloss der Kongress eine Demokratisierung der Armee und eine Sozialisierung aller dazu »reifen« Industrien. Beide Aufträge an den Rat der Volksbeauftragten wurden jedoch nie umgesetzt.

Am Heiligabend 1918 brachen bewaffnete Schießereien zwischen der in der Revolution gebildeten Berliner ›Volksmarinedivision‹ und Regierungstruppen aus. Vorgeblich war dies ein Lohnkonflikt, sichtbar wurde jedoch die Absicht, als »unsicher« geltende revolutionäre Truppenteile aufzulösen. Der Versuch wurde durch das

Einschreiten von Demonstranten vereitelt, weiteres Blutvergießen verhindert. Die USPD verließ aus Protest die Regierung der Volksbeauftragten und kurz darauf auch das preußische Pendant und gab damit nach dem Zentralrat weitere Machtpositionen auf. Sie besetzte nur noch das Amt des Berliner Polizeipräsidenten, bekleidet von Emil Eichhorn.

Sichtbar wurde im Dezember 1918 eine schnelle Reorganisation des Militärs, das sich der Regierung als Ordnungsmacht anbot. Die USPD hatte dagegen keine eigene militärische Basis aufgebaut. Die Bildung einer >Roten Garde< war im November durch die Soldatenräte verhindert worden, da diese Konkurrenz befürchteten. Spontan gebildete revolutionäre Truppen wie die Volksmarinedivision waren den Regierungstruppen und Freikorps zahlenmäßig unterlegen und handelten losgelöst von den politischen Organisationen. Grund für diese militärische Schwäche der Revolution war ihr Ursprung aus Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht: Die meuternden Soldaten des November verließen im Dezember 1918 das Heer zum Weihnachtsfest mit ihren Familien. Es blieben die Entwurzelten und immer noch Kriegsbegeisterten – ein Hort gekränkter Männlichkeit und Rekrutierungsfeld für die Freikorps. Trotz temporärer Allianz mit der SPD-Regierung radikalisierte sich dieses Milieu schnell nach rechts. Völkische Ideologie ersetzte die diskreditierte Monarchie, Antisemitismus verzerrte die Revolution zum Verrat jüdischer Sozialisten – die sogenannte Dolchstoßlegende entstand (Sauer 2008, Theweleit 1978).

Während sich unterstützt durch Privat- und Unternehmensspenden ein rechtes Paramilitär bildete, zeigten sich in der USPD die im Krieg verdeckten politischen Widersprüche. Zur Jahreswende 1918/1919 rief die Spartakusgruppe zu einer Reichskonferenz, zu der auch die »Bremer Linksradikalen« und die Revolutionären Obleute geladen waren. Ein »Abgrund« trenne die »Spartakusleute« von der USPD, die es verstanden hätte, »sich in den fünf Wochen der Revolution nicht vorwärts-, sondern rückwärtszuentwickeln«, konstatierte Rosa Luxemburg (GW 2, 477). Spartakus und Bremer Linksradikale einigten sich auf die Gründung einer eigenen Partei, während die Obleute in der USPD verblieben – sie kritisierten ebenso wie Luxemburg das Drängen der Linksradikalen auf den Boykott der Nationalversammlung. Die am 1. Januar 1919 gegründete KPD konnte so nur einen Teil der USPD gewinnen (Hoffrogge/LaPorte 2017, 3ff). Die KPD zählte nach Eigenangaben knapp über 100000 Mitglieder, erst als sich die USPD Ende 1920 an der Frage der Mitgliedschaft zur Komintern spaltete, wuchs sie mit 359000 Mitgliedern zur Massenpartei (Weber 1969, 362).

3. Die Zweite Revolution und ihr Scheitern 1919–1920 – Die bereits eingesetzte Polarisierung gewann 1919 weiter an Dynamik. Sie führte zu Massenstreiks im Frühjahr 1919, aber auch zu lokalen Aufständen – alle mit dem Ziel, die von Regierung und Nationalversammlung vorgegebene Stoßrichtung zu korrigieren. Eine erste wichtige Wegscheide markierte der Januaraufstand in Berlin und einigen anderen Städten. Er entzündete sich an der Neubesetzung des symbolträchtigen Berliner Polizeipräsidiums, wo der linke USPD-Mann Emil Eichhorn durch Eugen Ernst von der SPD ersetzt wurde. Protestaufrufe der radikalen Linken fanden ein für das rasch gebildete

Novemberrevolution 15\*

Führungsgremium unerwartet starkes Echo und so marschierte eine sechsstellige Zahl von Demonstranten durch die Hauptstadt. Parallel und ungeplant besetzten kleinere Gruppen wichtige Zeitungsverlage. Umgekehrt mobilisierten SPD und Liberale ihre Anhänger zu eigenen Kundgebungen. Die republikanischen Truppen stellten sich anders als erhofft nicht hinter den Aufstand. Die vom neuen Oberkommandierenden Gustav Noske zügig herangeführten Freikorps besetzten nun die Stadt und eroberten mit massiver Gewalt die Verlagshäuser zurück. Vermittlungsversuche der USPD scheiterten ebenso wie eine ähnlich gelagerte Basisinitiative aus den Betrieben. Hier zeichnete sich bereits ab, was dann bei vielen weiteren Gelegenheiten im Frühjahr 1919 zur Regel wurde: Die SPD-Führung und die ab Februar neu installierte Reichsregierung beantworteten alle Versuche, die Revolution weiterzutreiben oder den Sozialisierungsbeschluss des Rätekongress einzufordern, mit dem Einsatz ihrer militärischen Machtmittel. Am 15. Januar wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verhaftet und von rechten Freikorps ermordet (Gietinger 2009).

Die Wahl zur Nationalversammlung am 19. Januar brachte ebenso wie die Wahlen vieler Länderparlamente eine bürgerliche Mehrheit. Die SPD schloss sich daher in der verfassungsgebenden Nationalversammlung mit der Linksliberalen DDP und dem katholischen Zentrum zur »Weimarer Koalition« zusammen. Aus Sicht ihrer führenden Vertreter war die Revolution spätestens damit abgeschlossen. Versuche, sozialistische Prinzipien in der Verfassung zu verankern, führten nur zu nominellen Kompromissen.

Diese Entwicklung rief wachsende Opposition von links hervor, die selbst erhebliche Teile der SPD-Basis erfasste. Auch in den Gewerkschaften formierte sich eine starke linke Strömung, die in der mitgliederstärksten Gewerkschaft, dem Metallarbeiterverband (DMV), dann die Führung übernahm. Wirkmächtigster Ausdruck der weit verbreiteten Unzufriedenheit war die Generalstreikwelle des Frühjahrs 1919. Sie erfasste die wichtigsten Industrieregionen, insbesondere das Ruhrgebiet, Mitteldeutschland und Berlin. Entscheidende Akteure waren die regionalen Rätestrukturen und die linken Oppositionsparteien, neben der KPD vor allem die stetig wachsende USPD. Im Ruhrgebiet fand im Februar - und nochmals im April - eine große Streikbewegung statt, deren Hauptziele eine Sozialisierung des Bergbaus und eine Verankerung der Räte waren. (Oertzen 1976, 110-33; Lucas 1976, 155-92) Zeitlich etwas verzögert setzte Ende Februar in Mitteldeutschland im Raum Halle-Leipzig eine ähnliche Bewegung ein, Anfang März folgte dann Berlin (Weipert 2015, 41-159). In allen Fällen konnte ein großer Teil der Beschäftigten mobilisiert werden, das regionale Wirtschaftsleben kam zum Erliegen. Die militärische Antwort der Reichsregierung führte zu bürgerkriegsähnlichen Kämpfen und forderte insgesamt mehrere tausend Todesopfer (Lange 2012). Rasch verbreitete Zusagen der Regierung hinsichtlich der Räte und Sozialisierung führten zudem zu einer Spaltung der Bewegung. Während die Sozialisierung nach Artikel 156 ungenutzt blieb, hatte die Verankerung der Räte in Artikel 165 der Weimarer Reichsverfassung auch materielle Konsequenzen – die Einrichtung von Betriebsräten. Das im Februar 1920 in Kraft getretene Betriebsrätegesetz stieß allerdings im Vorfeld auf breite Kritik von links, da es die Räte auf das Betriebswohl verpflichtete und keine Kontrolle der Produktion ermöglichte. In diesem Zusammenhang kam es am 13. Januar zu einem Massaker an Protestierenden vor dem Reichstag, der bis heute blutigsten Demonstration der deutschen Geschichte (Weipert 2015, 160-89). Das Weimarer Betriebsrätegesetz diente später als Vorbild für die Mitbestimmung in der Bundesrepublik.

Während die Generalstreiks 1919 somit einen materiellen Teilerfolg erringen konnten, wurden die späteren Versuche lokaler Räterepubliken, etwa in Mannheim und Bremen, militärisch niedergeschlagen. Ursache war vor allem die lokale Isolierung. Die Räterepublik Bayern ab dem 7. April war das spektakulärste Beispiel. In einer ersten Phase nach dem Mord an Ministerpräsident Kurt Eisner (USPD) bildete sich ein oberstes Räteorgan, auch prominente Intellektuelle wie Gustav Landauer, Ernst Toller und Erich Mühsam spielten eine wichtige Rolle. In einer zweiten Phase dominierte die KPD die Räterepublik. Sie konnte aber die Niederlage der anfangs erfolgreichen, dann aber militärisch hoffnungslos unterlegenen Roten Armee nicht verhindern. Erneut folgte auf die Besetzung eine brutale Vergeltung der Freikorps, der auch prominente Führer der Räterepublik zum Opfer fielen (Mitchell 1982).

Mit Inkrafttreten des Versailler Friedensvertrags war Deutschland verpflichtet, seine Armee massiv zu verkleinern. Der dadurch hervorgerufene Unmut unter den Freikorps verband sich mit anderen Kräften der gegenrevolutionären Rechten und kulminierte im Kapp-Lüttwitz-Putsch am 13. März 1920. Die Reaktion der Arbeiterbewegung erfolgte ebenso prompt wie umfassend: Ein landesweiter Generalstreik zwang die Putschisten schon nach wenigen Tagen zum Rückzug. Der Streik ging jedoch weiter, denn viele sahen nun die Chance, Versäumtes nachzuholen. Der ADGB schlug die Bildung einer Arbeiterregierung vor, die jedoch vordergründig am Unwillen der USPD scheiterte. Außerdem bildeten sich lokale Aktionsausschüsse und Arbeitermilizen, die sich Gefechte mit den rechten Militärs lieferten. Die wichtigste dieser linken Formationen war die Rote-Ruhr-Armee mit rund 100000 Kämpfern, die zeitweise das gesamte Ruhrgebiet kontrollierte (Lucas 1974/1983/1978). Die Koalitionsregierung nahm personelle Wechsel vor, so wurde der unpopuläre Reichswehrminister Noske entlassen, konnte aber einen wirklichen Politikwechsel verhindern. Um die Rote-Ruhr-Armee zurückzuschlagen, griff die Regierung auf ebenjene rechtsnationalen Truppen zurück, die eben noch gegen Sie geputscht hatten. Damit war Anfang April 1920 die auch die zweite revolutionäre Welle gescheitert.

Noch während dieser Kämpfe entstanden 1919 auch zahlreiche theoretische Konzepte für einen Ausbau des Rätesystems, darunter das »reine Rätesystem« von Richard Müller und Ernst Däumig. Dieses sah vor, ein mehrstufiges, nach Branchen und Regionen gegliedertes Rätesystem zu errichten und diesem alle wirtschaftlichen und politischen Kompetenzen zu übertragen. Andere Konzepte zielten auf ein Mischsystem aus Parlamentarismus und Räten (Schneider/Kuda 1968, 56-108). Parallel und meist unabhängig von diesen Überlegungen entstanden weitere Organe. So bildeten Berufsschüler, Erwerbslose, Intellektuelle und Künstler eigene Räte, während spezielle Frauenräte meist über erste Ansätze nicht hinauskamen (Weipert 2015, 256-342).

Novemberrevolution 17\*

Mehrere Faktoren hatten zum Scheitern der »Zweiten Revolution« geführt. Eine wichtige Rolle spielte die absolute Gegnerschaft der sozialdemokratischen Regierung gegen alles, was von einer graduellen Reform abwich. Der Verwaltungsund Justizapparat blieb weitgehend unangetastet. Die Ablehnung des Rätesystems verhinderte eine Sozialisierung, was den politischen Einfluss der Unternehmer konservierte. Zur Durchsetzung ihrer Strategie setzte die Regierung auf rechtsradikale und von Unternehmern finanzierte Freikorps mit kaiserlichen Offizieren - den Revolutionären stand somit eine Koalition der Ordnung aus SPD-Führung, alten Gewerkschaftsfunktionären sowie dem rasch wieder konsolidierten Bildungs- und Besitzbürgertum und den Funktionsträgern des Kaiserreichs gegenüber. Diese Ordnungskoalition verfügte zudem über Medien mit erheblich größerer Reichweite als die Linke. Auf der anderen Seite blieben die von breiter Unterstützung getragenen Aktionen der radikalen Linken Stückwerk: Die Opposition war organisatorisch gespalten und besaß abgesehen von vagen Zielen wie einem demokratischen Volksheer, Rätesystem und Sozialisierung kein klares politisches Konzept. Hinzu kamen taktische Fehler wie unkoordinierte, lokal isolierte und ungenügend vorbereitete Aktionen: der Generalstreik 1919 wirkte überregional, aber ohne zentrale Koordination, die Räterepubliken waren völlig lokalisiert. Gerade das bayrische Beispiel zeigt, dass die Linke außerhalb ihrer städtisch und industriell geprägten Hochburgen insgesamt organisatorisch schwach war.

4. Ende und Nachspiel 1920–1923 – Mit der Einhegung der Räte durch das Betriebsrätegesetz im Februar 1920 und der Niederschlagung der Roten-Ruhr-Armee im April 1920 war die Revolution beendet. Im Prinzip war der Status Quo des Stinnes-Legien Abkommens wiederhergestellt: Die Gegenrevolution hatte die angestrebte Militärdiktatur nicht durchsetzen können, jedoch alle räterepublikanischen Versuche niedergeschlagen. Als zentrale Errungenschaften der Revolution blieben demokratische Staatsordnung, Frauenwahlrecht, Achtstundentag, Betriebsräte und gewerkschaftliche Vertretung in zuvor gewerkschaftsfeindlichen Branchen.

Obwohl die in der Verfassung vorgesehenen, aus Unternehmern und Arbeitern gemeinsam gestellten Wirtschaftsräte auf regionaler und nationaler Ebene nie zusammentraten, wurde der hinter Ihnen stehende korporatistische Geist soziale Realität: der Konflikt von Kapital und Arbeit war staatlich reguliert. Die SPD wollte diesen Zustand auf Dauer stellen, ihr 1922 durch den Beitritt der USPD erstarkter linker Flügel wollte ihn reformsozialistisch überwinden, etwa durch Ausweitung des Räteartikels 165 der Weimarer Reichsverfassung. KPD und Linkskommunisten dagegen lehnten dies ab und setzten auf eine weitere Revolution. Auch Antonio Gramsci warnte 1920, eine Rätekammer sei kein proletarisches Ziel, weil »es zwischen dem Parlament und dem Rätesystem, zwischen bürgerlicher Diktatur und proletarischer Diktatur kein friedliches Zusammenleben geben kann.« (Gramsci 1920, 78)

In der KPD dominierte die ›Offensivtheorie‹, nach der die Partei als Avantgarde in der nächsten Krise die Revolution neu auslösen solle. Ergebnis war die ›Märzaktion‹ 1921, ein bewaffneter Aufstand im mitteldeutschen Industrierevier, der

schnell niedergeschlagen wurde. Die KPD verlor über hunderttausend Mitglieder. (Koch-Baumgarten 1986, Weber 1991). Vielen galt der Rückschlag als temporär, Gramsci schrieb im März 1921: »besser hundert Konflikte als eine einzige Handlung der Schwäche oder der Feigheit« (Gramsci 1921, 91). Ein zweiter Aufstandsversuch der KPD wurde in der Inflationskrise für Oktober 1923 geplant, jedoch abgesagt. In Hamburg kam es dennoch zu bewaffneten Kämpfen – Resultat war das Verbot der KPD bis März 1924, erneute Mitgliederverluste und Isolation (Jentsch 2005). Von Broué und anderen werden beide Aufstände als Bestandteil der N beschrieben. die somit von 1918-23 gefasst wird (Broué 2006). Die Aufstände 1921 und 1923 unterschieden sich jedoch von den Bewegungen der Jahre 1919 und 1920 dadurch, dass sie nicht nur lokal isoliert waren, sondern >von oben ausgelöst wurden – während sowohl den Januar- und Märzkämpfen 1919 als auch den Kämpfen nach dem Kapp-Lüttwitz-Putsch 1920 spontane Streiks und Massenproteste vorangingen. 1923 wurde der Aufstand dagegen mit sowjetischer Militärhilfe vorbereitet, als die Proteste gegen die Hyperinflation des Sommers 1923 bereits am Abflauen waren. Das Scheitern beider Aktionen demonstrierte die Schwächen der Offensivtheorie, als Reaktion auf die Märzaktion wurde bereits 1922 vom KPD-Vorsitzenden Ernst Meyer und anderen eine >Einheitsfronttheorie< entwickelt (Wilde 2018). Diese ging davon aus, dass der revolutionäre Zyklus von 1917 sein Ende erreicht hatte und die Bedingungen revolutionären Handelns erst neu herzustellen wären. Durch revolutionäre Realpolitik und partielle Bündnisse mit der SPD und die Arbeit innerhalb der Gewerkschaften sollte die Isolation der KPD durchbrochen werden. Die Einsicht vom Ende des Revolutionszyklus' setzte sich jedoch nur schleppend durch. Nach dem Ende der Hyperinflation sprach der marxistische Ökonom Eugen Varga ab 1924 von einer »relativen Stabilisierung« des Kapitalismus (Kuczynski 1977, 15), die KPD ging 1925 zur Einheitsfrontpolitik über. Diese wurde infolge der Stalinisierung jedoch 1928 wieder aufgegeben.

5. *Historiographie* – Die N kann insgesamt als gut erforscht gelten, wobei sich einerseits Konjunkturen des historischen Interesses und andererseits verschiedene Schulen identifizieren lassen (Niess 2013).

Die Historiker der Weimarer Republik standen der N meist distanziert gegenüber und haben sich kaum quellengestützt mit den Ereignissen beschäftigt. Wichtig für spätere Deutungen waren aber die Arbeiten der Zeitzeugen Richard Müller und Arthur Rosenberg (Müller 2011, Rosenberg 1961). Führende Protagonisten der SPD betonten in ihren ab den 1920er Jahren publizierten Memoiren die in der Revolution erzielten Erfolge und grenzten sich nach links wie rechts ab. Im Dritten Reich wurden die Revolutionäre pauschal als »Novemberverbrecher« diskreditiert und ihr Handeln als Vaterlandsverrat und Ursache der Kriegsniederlage interpretiert. Die N entfaltete also vor allem als Negativfolie Wirkung: Ein November 1918 sollte sich nie wiederholen, weshalb nicht nur die politische Linke massiv unterdrückt, sondern auch der Zweite Weltkrieg »bis zur letzten Patrone« geführt wurde.

Die in der Bundesrepublik lange dominierende konservative Schule begegnete

Novemberrevolution 19\*

der N weitgehend skeptisch. Wirkmächtig war insbesondere Karl-Dietrich Erdmanns Diktum von einer »Wahl zwischen einem konkreten Entweder-Oder: die soziale Revolution im Bund mit den auf eine proletarische Diktatur hindrängenden Kräften oder die parlamentarische Republik im Bunde mit konservativen Kräften wie dem alten Offizierskorps.« (Erdmann 1959, 88) Hier spiegelte sich unverkennbar der Einfluss des Kalten Kriegs und seiner Frontstellungen wider.

In der DDR war die Forschung stark geprägt von ideologischen Vorgaben der SED, die nach einer kurzen Kontroverse über den »Charakter der Novemberrevolution« in den Thesen des ZK von 1958 ausformuliert und mit wenigen Ausnahmen bis 1989 als verbindliche Leitlinie aufrechterhalten wurden (Keßler 2008). Demnach habe es sich um eine bürgerlich-demokratische Revolution gehandelt, die »in gewissem Umfange mit proletarischen Mitteln und Methoden durchgeführt wurde« (ZK der SED 1958, 21) Entscheidend war aus dieser Sicht das Fehlen einer starken marxistisch-leninistischen Kampfpartei. Diese sei mit der Revolution in Form der KPD erst entstanden, die KPD-Gründung insofern das wichtigste Ergebnis der N. Damit einher ging eine massive Kritik an der SPD und der schwankenden Haltung der USPD. Den Räten kam in der auf die Parteien fokussierten Perspektive keine zentrale Rolle zu. Dieser Interpretation lag die Oktoberrevolution in Russland als Folie zugrunde, während in Deutschland erst mit Gründung der DDR das Vermächtnis der N erfüllt worden sei. Fruchtbarer, weil offener war die Leipziger Schule vergleichender Revolutionsforschung, die sich auch mit der N befasste und diese im Zusammenhang eines Revolutionszyklus 1905–1917 begriff (Kossok 1981). Doch obwohl Vergleiche und Detailstudien wie etwa zum Berliner Vollzugsrat (Materna 1978) die DDR-Forschung differenzierten, konnten – oder durften – sie das Paradigma von 1958 nicht infrage stellen.

Ein breites Forschungsinteresse fand die N in Westdeutschland in den 60er und 70er Jahren unter sozialdemokratischen Historikern wie Eberhard Kolb und Peter von Oertzen (Kolb 1978, Oertzen 1976). Insbesondere die Wiederentdeckung der Rätebewegung veränderte nun das Bild der Revolution. Die überwiegend SPD-nahen Räte seien von der Regierung aus unberechtigter Furcht vor einer Bolschewisierung an den Rand gedrängt worden, wodurch eine große Chance zur durchgreifenden Demokratisierung versäumt wurde. Eine soziale Revolution habe dagegen nie auf der Tagesordnung gestanden, vielmehr ging es lediglich um ein festeres Fundament für eine parlamentarische Republik mit sozialstaatlicher Komponente. Die Räte gerieten somit zur Folie zeitgenössischer Demokratisierungskonzepte, der ihnen immanente Bruch wurde relativiert. K.H. Roth dagegen betonte 1974 die Massenstreiks als Ausdruck des Protests einer »anderen Arbeiterbewegung« jenseits der domestizierten, von Facharbeitern getragenen Organisationen – deren Rätetheorien er als technokratisch verwarf. Dem Operaismus nahestehend sah er stattdessen den Ausbruch der Massenarbeiter aus den geordneten Bahnen als eigentliches Ereignis der N (Roth 1974). Viel gelesen wurde und wird zudem S. Haffners populäre Darstellung (Haffner 1969), die vor allem die SPD-Führung von links kritisierte.

Auch in den 2000er Jahren wurde wieder vermehrt zur N geforscht. Vielfach rückten nun kultur- und geschlechtergeschichtliche Fragestellungen in den Mittel-

punkt (Gallus 2010, Weinhauer u.a. 2015). Wichtig ist auch die neue Beschäftigung mit der Rätebewegung, wobei deren Gleichsetzung mit dem Bolschewismus abgelehnt und ihre sozialistisch-rätedemokratischen Ziele und Vorgehensweisen betont werden (Hoffrogge 2008, Plener 2009, Lange 2012, Weipert 2015). Damit einher ging ein verstärkter Blick auf die Basis der Räte- und Revolutionsbewegung. Andere Aspekte der Revolutionszeit, etwa die Agrar- und Kirchengeschichte, die Demobilisierung sowie die Wiedergründung der bürgerlichen Parteien bedürfen aber noch weiterer Erforschung. Diese wären wichtig, um einerseits die Gegner der Revolution und andererseits die Schwächen der Bewegung selbst in den Blick zu nehmen. Letzteres gilt etwa in Bezug auf die Leerstellen bei Agrarpolitik und der Einbindung von Frauen bzw. deren Herausdrängung aus dem Erwerbsleben im Zuge der Demobilisierung.

6. Einflüsse auf die marxistische Theorie – Die radikalste Tatsache der ungarischen, russischen und deutschen Revolution 1917-1920 waren ihre Rätebewegungen. Sie zwangen die Arbeiterbewegung zum Umdenken in Bezug auf die Beziehung von Klasse und Organisation: 1. waren Räte oder Sowjets 1917/1918 die zentrale programmatische Abgrenzung des Kommunismus von der Sozialdemokratie. 2. entstanden ab 1919 eigenständige Rätetheorien, die sich später in Abgrenzung zu Lenin als Rätekommunismus bzw. Linksradikalismus verfestigten. 3. führte um 1923/4 die späte Einsicht in das Scheitern der N zur Trennung von westlichem Marxismus und Marxismus-Leninismus.

Das Lernen von den Massen als Form marxistischer Theorie- und Strategiebildung hatte Luxemburg bereits 1906 mit ihrer Massenstreikforderung vorweggenommen. Sie schrieb, dass weder Revolution noch Massenstreik »ins Blaue hinein« beschlossen würden, sondern sich aus den sozialen Verhältnissen ergäben (GW 2, 100) – maßgeblich sei, »was im Bewußtsein der großen Masse der für den Klassenkampf gewonnenen Proletarier lebt« (170). Was Luxemburg für die Strategie forderte, hatte Engels bereits für das gesellschaftliche Ziel des Sozialismus formuliert: In seiner Rezeption der Pariser Kommune definierte er die Diktatur des Proletariats als radikale Demokratie, ähnlich Marx in seiner Schrift »Der Bürgerkrieg in Frankreich« (MEW 17, 623f; MEW 19, 6f; MEW 17, 313-62).

Diese Debatten um das Verhältnis von politischer Kampfform und sozialistischem Ziel blieben jedoch offen und brachen erst 1917 neu auf. Lenin forderte in seinen Aprilthesen von 1917 (LW 24, 1-8) die Machtübernahme der Sowjets und diskutierte in *Staat und Revolution* (LW 25, 393-507) das Absterben des Staates. Auch Luxemburgs Schrift »Was will der Spartakusbund?« vom Dezember 1918 (GW 4, 440-49) verband den Marxismus der zweiten Internationale programmatisch mit den Räten als revolutionäre Organisation und Form sozialistischer Staatlichkeit. Das von Kautsky geprägte Bild eines rational planenden »Zukunftsstaates« wurde von beiden infrage gestellt. Luxemburgs Spartakusschrift wurde auf dem Gründungsparteitag der KPD als Programm angenommen, die Räte als Form sozialistischer Vergesellschaftung unterschieden von nun an kommunistische Parteien

Novemberrevolution 21\*

von der Sozialdemokratie, die 1918 an der parlamentarischen Demokratie und der liberalen Losung eines »Volksstaates« festhielt.

Auch der Anarchismus integrierte die Räte als Konkretion der Forderung nach Abbau des Staates. Er erlebte in Osteuropa eine Blüte und in Deutschland erstmals Massenzulauf – anarchosyndikalistische Unionen und Linksgewerkschaften zählten 1919 hunderttausende Mitglieder, erodierten jedoch Mitte der 1920er Jahre (Bock 1993). Kommunismus und Syndikalismus waren 1918–21 inhaltlich wenig geschieden. Linksradikalismus und syndikalistische Bewegungen waren weltweit an der Formierung kommunistischer Parteien beteiligt.

Bereits 1919/20 begann sich diese Verbindung jedoch theoretisch und praktisch zu lösen – der Heidelberger Parteitag drängte 1919 die Syndikalisten aus der KPD, die »21 Bedingungen« der Komintern forderten 1920 eine zentralistische Parteistruktur und erklärten die Parteien der Komintern zu bloßen Sektionen der Internationale. Dem entsprach in der Theorie Lenins Kritik in »Der Linke Radikalismus – die Kinderkrankheit des Kommunismus« (1920, LW 31, 1-105). Lenin wandte sich gegen die vom Syndikalismus beeinflusste erste Generation des Linkskommunismus. Das Drängen auf zentrale Führung war eine Antwort auf das Versagen der zweiten Internationale 1914, jedoch ab 1920 auch der Situation im russischen Bürgerkrieg geschuldet: Straffe Organisation in Armee und Produktion, Unterordnung der Räte unter die Partei und deren Zentralisierung durch das Fraktionsverbot von 1921 schienen zur Verteidigung der Revolution nötig. Noch bis zum Herbst 1923 hofften die Bolschewiki, eine Revolution in Deutschland würde diesen Ausnahmezustand beenden. Stalin erklärte am 21. August im Politbüro: »Entweder scheitert die Revolution in Deutschland und erschlägt uns, oder die Revolution gelingt dort, alles läuft gut und unsere Lage ist abgesichert. Eine andere Wahl gibt es nicht.« (zit.n. Bayerlein 2013, 124)

Das erst mit dem Scheitern des Hamburger Aufstandes im Oktober 1923 eingestandene Ende der N brachte eine andere Wahl: der Ausnahmezustand in der SU wurde zum Dauerzustand. Luxemburgs Vertrauen in die Massen wurde nun mit einer gescheiterten deutschen Revolution identifiziert, Lenin und der Bolschewismus mit einer vermeintlich siegreichen Russischen Revolution. Georg Lukács kritisierte 1923 Luxemburg für ihre »Übertreibung des organischen Charakters der revolutionären Entwicklung« und sah mit Lenin Menschewismus und Opportunismus als Hauptgefahr (Geschichte und Klassenbewusstsein, 438-48.) Erst das Scheitern der N ermöglichte so das Paradigma vom Leninismus als einzig gültiger Form des Marxismus. KPD und westeuropäische Parteien wurden ab 1925 »bolschewisiert«, der »Luxemburgismus« galt als Abweichung. Verschüttet wurde so die flexible und pragmatische Reaktion Lenins auf den Weltkrieg als Katalysator revolutionärer Dynamik. Verdrängt wurde die von Lenin und Luxemburg geleistete Synthese des Kommunismus aus Rätebewegung und Sozialdemokratie. Die Bolschewisierung wurde zur Grundlage für die Stalinisierung um 1928, mit der die kommunistischen Parteien außerhalb der SU jede Eigenständigkeit verloren. Theoretischer Überbau dieses Prozesses war die Kanonisierung des ML.

Das Scheitern der N ermöglichte als dialektische Gegenbewegung jedoch auch die Herausbildung des Westlichen Marxismus. Seine Wurzeln lagen 1918/19 in der Notwendigkeit einer Rätetheorie – der Ausarbeitung revolutionärer Praxis zum politisch-ökonomischen System. Wichtigstes Beispiel ist Karl Korschs »Was ist Sozialisierung?« (1919, GA 2 , 97-133), dies wiederum inspiriert vom »reinen Rätesystem« Richard Müllers und Ernst Däumigs (Hoffrogge 2008, 109-15, Weipert 2015, 403-19). Jenseits der Korsch-Linie wirkte Anton Pannekoek, auf ihn beziehen sich die deutsch-niederländische Schule des Rätekommunismus sowie der Autonomistische Marxismus.

Anderen genügte die Festschreibung einer historischen Form bald nicht mehr, da es die Ursachen der welthistorischen Niederlage zu ergründen galt. Antonio Gramsci hoffte noch im März 1921 auf eine deutsche Revolution als »endgültige Verbindung aller proletarischen Kräfte Mitteleuropas mit dem Rußland der Arbeiter und Bauern« und »Beginn des Befreiungskampfes im Westen« (Gramsci 1921, 90) Dies realisierte sich jedoch nicht, wie Gramsci 1922 erkennen musste. Im faschistischen Kerker wurde das Ausbleiben der Revolution im Westen zum Dreh- und Angelpunkt seiner Gefängnishefte. Insbesondere seine Theorie von der Zivilgesellschaft als im »integralen Staat« vorgelagerte Verteidigungslinie des Bürgertums gegen die Revolution ist eher als Reflexion auf das Scheitern der deutschen Revolution zu lesen, während Italien, insbesondere dessen Süden, von Gramsci oft als rückständig-traditionalistisch beschrieben wurde. Die Linie-Luxemburg-Gramsci ist somit nicht nur theoretische Verbindung, sondern transnationale historische Verarbeitung des Revolutionszyklus' 1917–1920.

Während Gramsci zum isolierten Arbeiten gezwungen war, versuchten Korsch und Lukács die Niederlage der Revolution zunächst in der dritten Internationale zu verarbeiten. Mit *Marxismus und Philosophie* ging Korsch von der ökonomischen Basis zur Kritik der »geistigen Struktur« der bürgerlichen Gesellschaft über (GA 3, 366). Er forderte die Einheit eines politisch-ökonomischen und philosophisch-kulturrevolutionären Marxismus und kritisierte so den Ökonomismus der zweiten Internationale. Diese Kritik teilte Lukács im 1923 erschienenen Werk *Geschichte und Klassenbewusstsein*, wo er das subjektive Moment des Bewusstseins gegenüber der ökonomischen Basis hervorhob. Beide Denker scheiterten trotz KP-Mitgliedschaft und erklärter Bezüge auf den Marxismus Lenins damit, die Komintern zur Reflexion ihres Handelns zu bewegen. Sie wurden 1924 auf dem 5. Weltkongress der KI angegriffen, ihre Theorien verworfen. Obwohl Lukács Zeit seines Lebens in der ungarischen KP verblieb, wurde die Lukács-Schule ebenso wie Korsch zur Inspiration eines westlichen Marxismus, der über den ML hinauswies.

Der vor 1914 lediglich für eine ferne Zukunft erwartete Ausbruch einer globalen Revolutionswelle als auch deren Niederlage 1920 beendeten somit eine Ära des Marxismus. Kautsky und der »orthodoxe Marxismus« mit Betonung ökonomisch-linearer Entwicklung wurden unglaubwürdig, historische Brüche und die subjektive Dimension von Handeln und Bewusstsein der Arbeiterklasse traten in den Vordergrund. Walter Benjamin kritisierte rückblickend: »Dieses Bewusstsein, das

Novemberrevolution 23\*

für kurze Zeit im >Spartacus< noch einmal zur Geltung gekommen ist, war der Sozialdemokratie von jeher anstößig« (These XII, GW I/2, 690-708).

Die Wende zum revolutionären Subjekt fand zwei Ausprägungen – einerseits die Linie Luxemburgs mit den Massen als Akteur, andererseits die Konzeption Lenins mit ihrem Fokus auf die Partei. Beide befanden sich anfangs im Dialog, wie Luxemburgs Kritik am »Marxismus Lenins« belegt (GW 4, 359-65). Erst 1924 wurde mit der Bolschewisierung das Spannungsfeld gewaltsam geschlossen – als Subjekt der Geschichte verblieb die Partei, in der Stalinisierung verengt auf Führungszirkel und Staatsräson der Sowjetunion. Bei Gramsci und im Westlichen Marxismus blieb die Frage nach dem Verhältnis von Partei und Massen, von Organisation und Spontanität dagegen offen. Die von ihm, Korsch und Lukács herausgearbeitete Zentralität von Bewusstsein und somit Kultur, Überbau und Ideologie bei der Reproduktion der bürgerlichen Gesellschaft ist seitdem Kernfrage marxistischer Theorie.

7. Gesellschaftliche Auswirkungen – Die N beeinflusste auch jenseits der politisch-ökonomischen Sphäre Kultur und Gesellschaft der Weimarer Republik. Sie hob durch den Wegfall der preußischen Gesindeordnung Landarbeiter und Dienstboten erstmals in den Status freier Lohnarbeit. Dies förderte Urbanisierungsprozesse ebenso wie die Autonomie von Hausangestellten, die einen erheblichen Teil des weiblichen Proletariats stellten. Gemeinsam mit der im Krieg angewachsenen Frauenerwerbstätigkeit war dies ein Bruch in der Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit, der die Geschlechterverhältnisse entscheidend prägte – auch wenn 1918/19 mit Billigung der Gewerkschaften ein Großteil der Frauen wieder aus der Industrie verdrängt worden war (Bessel 1983). Politischer Ausdruck dieser neuen Reproduktionsverhältnisse war das Frauenwahlrecht. In der Alltagskultur entstand mit der »Neuen Frau« zwischen Konsum, Mode und Emanzipation ein neues Rollenmodell weiblicher Autonomie.

Auch in anderen Bereichen beseitigte die N ständische Barrieren und brachte bürgerliche Verkehrsformen zum Durchbruch. Die formal seit 1871 gleichberechtigte Stellung von Juden und nationalen Minderheiten wurde real durchgesetzt, etwa durch Berufsfreiheit in Verwaltung und Bildungssystem. Im Erziehungswesen erfolgten Schulreformen (Elternbeiräte, gewählte Direktoren) und eine soziale Öffnung der Universitäten, auch wenn sich traditionelle Eliten energisch widersetzten: Gesamt- oder Einheitsschulen, die das feudale Dreiklassenschulsystem beseitigt hätten, konnten in der Nationalversammlung gegen die katholischen Zentrumspartei ebenso wenig durchgesetzt werden wie die weltliche Schule als Norm. Gerade das Zentrum erwies sich auch als wirksames Bollwerk gegen eine konsequente Trennung von Staat und Kirche.

Auch in Architektur und Kunst waren die Erschütterungen der N spürbar. Während der Revolution hatte sich ein »Arbeitsrat für Kunst« gebildet (Bois 2017), in Musik und Theater entstand später mit den Werken von Eisler, Brecht, Toller und Weill eine ungekannte Synthese aus Hochkultur und proletarischer Alltagskultur, die eine Ergänzung in der Arbeiterliteratur fand. Sozialkritische Künstler wie Käthe

Kollwitz, Otto Dix und George Grosz zeigten die Widersprüche der Weimarer Gesellschaft in Zeichnung, Malerei und Skulptur. In der Architektur folgte, finanziert durch die Hauszinssteuer von 1924, eine Blüte des Reformwohnungsbaus in öffentlichem Eigentum. Architekten wie Bruno Taut, Walter Gropius und das »Bauhaus« verliehen dem sozialen Bauen künstlerische Form. Noch heute bildet das Baujahr 1918 im Berliner Mietspiegel die Zäsur zwischen Altbau und Neubau.

Es waren im Wesentlichen diese kulturellen und lebensweltlichen Folgen der N, die konservativen und reaktionären Kräften als Sammelpunkte für einen Kulturkampf gegen weitere Reformen (Zentrum, DVP) oder gegen die Republik an sich (NSDAP, DNVP) dienten. Die SPD setzte gegen diese Reaktion auf Reformen von oben. Sie scheiterte trotz partieller Erfolge daran, dass die »N« im Staat zwar eine Oberfläche demokratischer Parlamente geschaffen hatte, der eigentliche Staatsapparat aus Polizei, Justiz, Lehrkräften und Verwaltung sich jedoch Reformen widersetzte. Die KPD hingegen unterschätzte durch weitgehende Ablehnung von Reformkämpfen den tiefen, im Proletariat positiv empfundenen lebensweltlichen Wandel vom ständischen Kaiserreich zur republikanischen Zivilgesellschaft. Nur selten führte die KPD, etwa in ihrer Kampagne gegen den Abtreibungs-Verbotsparagraphen § 218, Klassenkämpfe auch als Geschlechter- und Alltagskämpfe. Die Rechte dagegen war sehr erfolgreich damit, soziale Konflikte durch reaktionäre Kulturkämpfe zu marginalisieren. Sie akzeptierte die neue soziale Mobilität, definierte diese jedoch antifeministisch, völkisch und autoritär um. Kulturelle und politische Konterrevolution im Nachgang des Revolutionszyklus 1916–1920 waren somit das politische Experimentierfeld, aus dem der europäische Faschismus hervorging.

Bibliographie: O.Bauer, Die Österreichische Revolution, Wien 1923; B.Bayerlein et al (Hg), Deutscher Oktober 1923 - Ein Revolutionsplan und sein Scheitern, Berlin 2003; H.M. Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923, Meisenheim/Glan 1993; ders., Geschichte des »linken Radikalismus« in Deutschland, Frankfurt/M 1976; R.Bessel: »>Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes. Frauenarbeit und Demobilmachung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg«, in: GG 1983, 211-29. C.Boebel/L. Wentzel (Hrsg.) Streiken gegen den Krieg. Die Bedeutung der Massenstreiks in der Metallindustrie vom Januar 1918, 2. Aufl. 2015; M.Bois, »Kunst und Architektur für eine Neue Gesellschaft - Russische Avantgarde, Arbeitsrat für Kunst und Wiener Siedlerbewegung in der Zwischenkriegszeit«, in: Arbeit-Bewegung-Geschichte III/2017, 12-34; P.Broué, The German Revolution, 1917-1923, Chicago 2006; B.Davis, Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Live in World War I, Berlin/Chapel Hill 2000; G.Engel/I.Materna/B.Holtz (Hg), Gross-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. 3 Bde., Berlin 1993/1997/2002; G.Engel, Johann Knief - ein unvollendetes Leben, Berlin 2011; G.Engel, »The International Communists of Germany«, in: R. Hoffrogge/N.LaPorte (Hg.), Weimar Communism as Mass Movement 1918-1933, London 2017; K.Erdmann, Handbuch der deutschen Geschichte. Bd 4, Stuttgart 1959; P.Frölich, Im radikalen Lager - politische Autobiographie 1890-1921, Berlin 2013; A.Gallus, Die vergessene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010; K.Gietinger, Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung Rosa Luxemburgs Hamburg 2009; A.Gramsci, »Die deutsche Revolution« (1920), in: Zu Politik Geschichte und Kultur, Leipzig 1980, 76-83; ders., »Die Revolution in Deutschland« (1921), ebd., 89ff; S. Haffner, Die verratene Revolution. Deutschland 1918/19, Hamburg 1969; R.Hoffrogge, Richard Müller – Der Mann hinter der Novemberrevolution, 2. Aufl., Berlin 2018; H., Jentsch, Die KPD und der Deutsche Oktober 1923, Novemberrevolution 25\*

Rostock 2005: M.Keßler. Die Novemberrevolution und ihre Räte. Die DDR-Debatten des Jahres 1958 und die internationale Forschung, Berlin 2008; H.Krause: USPD, Frankfurt 1975; O.Luban, Rosa Luxemburgs Demokratiekonzept, Leipzig 2008; D.Lange, Massenstreik und Schießbefehl. Generalstreik und Märzkämpfe in Berlin 1919, Münster 2012; S.Koch-Baumgarten: Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/M 1986; E.Kolb: Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919, Frankfurt/M 1978; M.Kossok: Vergleichende Geschichte der neuzeitlichen Revolutionen, Berlin 1981; J.Kuczynski, Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften: Gesellschaftswissenschaftliche Schulen, Leipzig 1977; E.Lucas, Märzrevolution 1920, Frankfurt 1974/1983/1978, 3 Bde.: E.Lucas, Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt/M 1976; I.Materna, Der Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte 1918/19, Berlin 1978; E.Matthias, Zwischen Räten und Geheimräten: Die Deutsche Revolutionsregierung 1918-1919, Düsseldorf 1970; S.Miller, Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918-1920, Düsseldorf 1978; A.Mitchell, Revolution in Bayern 1918/1919. Die Eisner-Regierung und die Räterepublik, München 1982; D. Morgan, The Socialist Left and the German Revolution, London 1975. D.H. Müller, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, Berlin/W 1985; R.Müller, Eine Geschichte der Novemberrevolution, Berlin 2011; W.Niess, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung. Deutungen von der Weimarer Republik bis ins 21. Jahrhundert, Berlin/Boston 2013; P.v.Oertzen, Betriebsräte in der Novemberrevolution, Bonn 1976; B. Pelz, The Spartakusbund and the German working class movement, 1914-1919, Lewiston 1988; U.Plener, Die Novemberrevolution 1918/19 in Deutschland. Für bürgerliche und sozialistische Demokratie, Berlin 2009; A.Rosenberg, Geschichte der Weimarer Republik, Frankfurt/M 1961; K.H.Roth, Die >andere< Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart, München 1974; B.Sauer, »Freikorps und Antisemitismus in der Frühzeit der Weimarer Republik«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, H.1, 2008, S.5-29; D.Schneider/R.Kuda, Arbeiterräte in der Novemberrevolution. Ideen, Wirkungen, Dokumente, Frankfurt/M 1968; M.Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918, Wien/Köln/Weimar 2013; K.Theweleit, Männerphantasien, Kiel 1978. H.Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus - Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt/M 1969; S.Weber, Ein Kommunistischer Putsch? Märzaktion 1921 in Mitteldeutschland, Berlin 1991; K. Weinhauer u.a., Germany 1916-23 – A Revolution in Context, Bielefeld 2015; A. Weipert, Die Zweite Revolution – Rätebewegung in Berlin 1919/1920, Berlin 2015; F.Wilde: Revolution als Realpolitik. Ernst Meyer (1887–1930) – Biographie eines KPD-Vorsitzenden, Konstanz 2018; ZK der SED, »Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland. Thesen anlässlich des 40. Jahrestages«, in: ZfG 1958, Sonderheft.

Anarchosyndikalismus, Arbeiterbewegung, Arbeiterklasse, Arbeiterkontrolle, Demokratie/Diktatur des Proletariats, Dogmatismus, Fabrikräte/Arbeiterräte, Frieden, Friedensbewegung, Gewalt, Kompromiss, Konterrevolution, Korporatismus, Krieg, Linksradikalismus, Linkskommunismus, Linkssozialismus, Luxemburgismus, Marxismus Lenins, Massenbewegung, Orthodoxie, Radikalität/radikal, Räte/Rätesystem, Rätekommunismus, Reaktion, Reform, Reformismus, Republik, Revolution, revolutionärer Attentismus, revolutionäre Realpolitik, Utopie

# Werner Jung

# »Etwas rauskriegen wollen«

Ruth Rehmann zum 100. Geburtstag

In einem undatierten Brief aus dem Winter-Frühjahr 2001 schreibt Ruth Rehmann (1922–2016) an den befreundeten Kölner Kollegen Dieter Wellershoff (1925–2018), dass sie ihm für dessen letzten Roman *Der Liebeswunsch*, den sie mit »großer Bewunderung« gelesen habe, dankt. Sie spricht weiter davon, dass manche Szenen »atemberaubend gestaltet« seien, um sogleich hinterherzuschicken, dass sie »das Buch trotzdem mit geteilten Gefühlen gelesen habe«, was sie vor allem auf den eigenen biographischen Hintergrund zurückführt. Dann kommt eine Passage, die aufschlussreich für Leben und Schreiben der Pfarrerstochter Ruth Rehmann ist: »Dass ich solche in einen gehobenen Lebensstil verpackte Menschen« – die sie in Wellershoffs Roman dargestellt findet – »immer gemieden habe, hängt wahrscheinlich mit meinem Elternhaus zusammen: der Verachtung von >Äußerlichkeiten«, der lächelnden Geringschätzung von Gier, Geiz, Konsum, Besitz, der asketischen Einfachheit unseres Haushaltes, dem permanenten Widerstand gegen Schicht-Zuordnung (Der Pfarrer gehört keiner Schicht sondern Gott und den Menschen, die seiner bedürfen.) Der ständigen Ermahnung der Kinder: Was die anderen haben, tun, dürfen, schön finden, interessiert uns nicht.«

Wellershoffs Antwortbrief, datiert auf den 11. März 2001, umreißt noch einmal den eigenen poetologischen Ansatz: »Was ich dargestellt habe, ist kurz gesagt die Situation von Menschen, die keine prägenden Traditionen, Moralsysteme oder gar religiöse Sinndeutungen haben, Menschen, die das Leben als eine begrenzte, zufällig zugestandene Chance begreifen und jeweils aus ihren verschiedenen Lebensgeschichten und individuellen Möglichkeiten versuchen, etwas daraus zu machen, ein mehr oder minder eigenes Projekt. Es ist eine Welt ohne Transzendenz. Jenseits oder über das Leben hinaus gibt es nichts.« Auch wenn der Begriff hier nicht fällt, so ist doch der Bezugspunkt – der beide eint, die sich seit gemeinsamen Bonner Studienjahren Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre kennen – der Realismus, eine realistische Schreibweise, für die Wellershoff Mitte der 60er Jahre den Begriff des »Neuen Realismus« geprägt hat: Gemeint ist damit eine (multi-)perspektivische Sicht- und Darstellungsweise, strikt an der Alltäglichkeit gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens orientiert, unter Zurückweisung aller »metaphysischen Ansprüche«, »An Stelle der universellen Modelle des Daseins«, schreibt Wellershoff 1965, ȟberhaupt aller Allgemeinvorstellungen über den Menschen und die Welt tritt der sinnlich konkrete Erfahrungsausschnitt, das gegenwärtige alltägliche Leben in einem begrenzten Bereich.« An die Stelle des allwissenden Erzählers treten »subjektive, begrenzte, momentane und bewegte Perspektiven. Wechsel zwischen Nah- und Fernsicht, Zeitdehnung und Zeitraffung und wechselnde Ereignisdichte geben der Welt ein dynamisches Relief« (Wellershoff 1997, 843f).

Ausdrücklich hat dies Ruth Rehmann zwar nie getan, aber sie stimmt doch Wellershoff insgesamt zu – das jedenfalls legen die sporadischen, aber prägnanten ästhetisch-poetologischen Bemerkungen nahe, die sie in Gesprächen und Interviews geäußert hat und die implizit auch in ihren Romanen und Erzählungen stecken. So zeigt sich der vielfältige Perspektivismus exemplarisch in den »changierenden Figurenperspektiven« (Meyer 1995, 64) der vier Angestellten im Erstlingsroman Illusionen: »vier Personen, jede von drei anderen Personen und von sich selbst gesehen, gespiegelt, gebrochen, verfälscht, aus Beziehungen gelöst, anders bezogen, zerlegt und unter Hinzufügung fremder Elemente neu zusammengefügt« (Rehmann 2022/1959, 11). In ihrem Roman Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland kennzeichnet sie ihr Schreiben als Versuch, »Kompliziertes einfach zu machen, durchsichtig, klar, überschaubar, mitteilbar«. Freilich erweist sich gerade dies als kompliziertes Unterfangen: »Ich ziehe behutsam an einem einzigen Fädchen, nichts im Sinn, als seinem Lauf nachzugehen. Aber dabei bleibt es nie. Knoten tauchen auf, Verästelungen, Verknüpfungen, Quer-und Rückverbindungen, ein vielschichtiges, im Trüben sich verlierendes Netz, das ganze Klumpen unverstandenen Rohstoffs heraufzieht.« (1993, 187) Immer, sagt sie einmal in einem Gespräch mit mir, habe sie »etwas rauskriegen« wollen, um es dann in klarer Sprache und realistischer Darstellung den Lesern zu vermitteln. »Der Anfangsimpuls ist eigentlich der, dass ich etwas verstehen möchte. [...] Ich will etwas rauskriegen, ich möchte etwas erfahren, und das kann ich nur durchs Schreiben.« (Rehmann 1995, 90) Dass ihre Texte dabei meist autobiographisch grundiert oder inspiriert sind – als Autofiktionen neuerdings bezeichnet -, ist die eine Seite, deren Rückseite beeindruckende Schilderungen politisch-gesellschaftlicher Zustände und Verhältnisse sind, die von der Beschäftigung mit der eigenen Kindheit und Jugend im Faschismus über die Wirtschaftswunderzeit in der alten BRD bis in Nachwende-Zeiten reichen.

Entstanden ist seit den frühen fünfziger Jahren, nachdem Ruth Rehmann zunächst als Musikerin (sie ist ausgebildete Konzertgeigerin), dann an verschiedenen Stellen bei der Presse (u.a. als Presseberichterstatterin in der Indischen Botschaft in Bonn) gearbeitet hat, nach ausgedehnten Reisen (etwa nach Nordafrika), um sich dann im Chiemgau anzusiedeln, ein Werk, das aus sieben Romanen, mehreren Erzählbänden, einer Vielzahl von Hörspielen und auch Rundfunkfeatures sowie – vereinzelt – aus Essays besteht. Immer geht es um aktuelle und konkrete Zeit- und Gesellschaftsprobleme, dabei oft um Außenseiter, die man in den fünfziger Jahren auch mal "Nonkonformisten" nannte, um Arbeitsverhältnisse und Arbeitslosigkeit, um – vor allem in den Hörspielen – Berufsverbote, alternative Wohnformen, Friedens- und Umweltpolitik – um all das, was die alte BRD seinerzeit so umgetrieben hat.

Gleich an Ruth Rehmanns erstem Buch, ihrem – jetzt wieder neu aufgelegten – Roman *Illusionen*, der für sie selbst ein »purer Verlegenheitstitel« gewesen ist, lassen sich ihre Interessen und Aufmerksamkeitsrichtungen, nicht zuletzt auch ihre Erzählweise deutlich ablesen. Er handelt von vier Kolleginnen und Kollegen in einem damals zeitgenössischen Großraumbüro, deren Arbeitsalltag, aber auch Wochenendvergnügungen verdeutlicht werden. Rehmann zeigt auf, wie illusionär die Vorstellungen und Träume dieser abhängig beschäftigen Angestellten sind, wie diese gierig den Verspre-

28\* Werner Jung

chungen des Wirtschaftswunders nicht zuletzt an der Warenfront folgen und dabei doch letzten Endes hohl und ausgebrannt sind, was sich insbesondere an der Figur der Carmen Viol zeigt: »Alter nicht zu ermitteln, Stenotypistin mit fremdsprachlichen Kenntnissen, wechselnde Haarfarbe, gegenwärtig tizianrot, wechselnder Typ, gegenwärtig tragisch-melancholisch, nervös, zu Ausbrüchen neigend, von ausgesuchter Eleganz und verblühender Schönheit.« (1959/2022, 11) An anderer Stelle dann noch eine Szene, die die ganze Tristesse dieser Existenz verdeutlicht: »ihre Zeit, ihr Leben, ihre Wirklichkeit, nichts weiter als ein Netz von Erwartungen mit zu weit gespannten Maschen in die Strömung gehängt, und wenn es hochgezogen wurde, war es leer, und doch war ein Meer hindurchgeströmt« (2022, 195). Damit stellt sich Rehmann, deren Roman zuweilen als frühes bundesrepublikanisches Beispiel für eine Literatur der Arbeitswelt (als es diese noch gar nicht gab!) bezeichnet worden ist, in die Tradition jener Angestelltenliteratur, die während der Weimarer Republik kultiviert worden ist.

Auch die späteren Romane Rehmanns sind Zeit- und Gesellschaftsromane; sie enthalten präzise Sozio- und Psychogramme, die alle inspiriert sind vom Drang der Autorin, etwas erfahren zu wollen über die Wirklichkeit und den Zustand der Gesellschaft. Sie will etwas über die Lebensweise und Denkart konkreter Menschen herausbringen. Das gilt ebenso für die Figur des eigenen Vaters, an den sie Fragen stellt, wie der Untertitel des Romans »Der Mann auf der Kanzel« lautet, und anhand dessen sie nicht zuletzt auch die Rolle des Protestantismus im NS-Staat zu ermitteln versucht, wie für ganze Regionen, die sie etwa in ihrem zweiten Roman Die Leute im Tal (1968) oder zwei Jahrzehnte später dann in Die Schwaigerin (1987) darstellt, die nicht zuletzt ihr komplex-kompliziertes Verhältnis zur Landbevölkerung im Chiemgau sowie ihre Freundschaft zu einer Bäuerin im Alztal thematisieren. Und zugleich beschäftigt sie sich dort auch mit dem Einbruch neuer Produktions- und Lebensweisen in dörfliche Gewohnheiten und Strukturen, was sie in wechselnden Perspektiven anvisiert. »Schneller als die Werber es für möglich hielten, gewöhnten sich die Bäuerinnen an Waschmaschinen, Tiefkühltruhen, elektrische Nähmaschinen, Starmix und Zauberstab. In jeder Bauernstube flimmerte der Fernseher. Keiner war ohne Auto.« (Rehmann 1989, 80) Am Ende ihres langen und produktiven Lebens arbeitete sich die Erzählerin an einer »Poetik der Erinnerung« ab, genauer: durchlebt und erfährt sie im Schreibprozess wieder zentrale Momente ihrer Entwicklung, biographische Prägungen und aufschlussreiche Begegnungen, über die sie sich klarwerden möchte.

#### Literatur

Meyer, Franziska, »Ruth Rehmanns >Illusionen««, in: *Juni. Magazin für Literatur und Politik*, 23/1995, 64-72

Rehmann, Ruth, Illusionen (1959), hgg. u. m. Nachw. v. Werner Jung, Berlin 2022.

dies., Die Leute im Tal (1968), München 1989

dies., Unterwegs in fremden Träumen. Begegnungen mit dem anderen Deutschland, München-Wien 1993

dies., »Kompliziertes einfach machen. Literatur, Politik und Moral«, in: *Juni. Magazin für Literatur und Politik*, 23/1995, 83-94

Wellershoff, Dieter (1965), »Neuer Realismus«, in: *Werke*, Bd. 4, hgg. v. K. Bullivant u. M. Durzak, Köln 1997, 843f

## Kurt Lenk (1929-2022)

Als das Institut für Politikwissenschaft der Universität Marburg im Jahre 2001 seinen 50. Geburtstag feierte, überraschte der Gastredner Kurt Lenk das Publikum mit seinen unorthodoxen Ausführungen über die grundlegenden Gemeinsamkeiten, die zwischen seinen vermeintlich widerstrebenden akademischen Lehrern Theodor W. Adorno und Wolfgang Abendroth bestünden. Lenk, einst Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung, wurde 1956 in Frankfurt bei Max Horkheimer promoviert und habilitierte sich 1964 mit einer Arbeit über »Marx in der Wissenssoziologie« bei Abendroth in Marburg. Angeregt wurde der Wechsel vom Main an die Lahn seinerzeit von Jürgen Habermas. Nach den Stationen in Frankfurt und Marburg unterrichte er in Erlangen und von 1972 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1994 an der RWTH Aachen, wo er als langjähriger Leiter des Instituts für Politische Wissenschaft eine über die Hochschule hinaus prägende Persönlichkeit war. Wie nur wenige Sozialforscher seiner Generation hatte der am 30. Januar 1929 im nordböhmischen Kadaň (dt.: Kaaden) als Sohn eines sudetendeutschen Finanzbeamten geborene Lenk die von Marx in die Kritische Theorie mündenden Wissensbestände aufgenommen und weiterentwickelt. Die Gemeinsamkeiten der Frankfurter und Marburger Schule, die Lenk in seinen streitbaren Thesen betont – Geschichtsbewusstsein, universelles Forschungsethos, biographisch geprägter Erfahrungsbegriff sowie eine unhintergehbare marxsche Prägung - zeichnen auch ihn selbst aus. Wer Lenk später las oder zuhörte, erhielt eine Ahnung von der zeitgenössischen Wirkungskraft dieser Traditionslinie.

Lenks Geburtsdatum ist in doppelter Hinsicht symbolträchtig. Vier Jahre vor der Machtübertragung an die NSDAP geboren, wird sein Geburtsjahr 1929 noch der sog. »Flakhelfergeneration« zugeordnet, die Helmut Schelsky in seinen Überlegungen als »skeptische Generation« bezeichnet hat. Die Frage nach den Voraussetzungen faschistischer Herrschaft hat Lenk, der die Anpassungsleistungen an die neuen Herrscher in seinem unmittelbaren persönlichen und familiären Umfeld schon als Kind erlebte, nie losgelassen. Skepsis war dabei ein Grundmotiv seines Denkens, das auch jene unter seinen Studenten und Zeit-Genossen nicht schonte, die »im Namen eines blinden Aktionismus theoriefern, wie wohl unter Berufung auf Theoriefetzen« (Lenk 2009, 99) die Agitation über die Analyse gesetzt hatten. Lenks Variante einer kritischen Gesellschaftswissenschaft bestand dabei nicht in einer affirmativen Staatslehre oder Institutionenkunde, sondern in der umfassenden Erforschung und Klärung von politischen Kernbegriffen, Konzepten und Denktraditionen. Buchtitel wie Ideologie: Ideologiekritik und Wissenssoziologie (1961), Volk und Staat. Strukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert (1971) oder Theorien der Revolution (1973) geben davon ein beredtes Zeugnis. Seine 1968 zusammen mit Wolfgang Abendroth vorgelegte Einführung in die politische Wissenschaft ist auch noch Jahrzehnte später lesenswert, sein Deutscher Konservatismus (1989) bleibt ein Standardwerk, das der Neuauflage harrt. Rechts, wo die Mitte ist (1994), sein

vielleicht griffigster Buchtitel, ist immer noch Leitmotiv für ein kritisches Denken, das entgegen der handelsüblichen Verklärung der »Mitte« jene Triebkräfte freilegt, die den Umschlag in autoritäre Herrschaftstechniken ermöglicht haben – oder immer noch ermöglichen können. Das Konzept der »Mitte« erschien dem Ideologiekritiker Lenk auch noch in späteren, für heute rege publizierende Kritiker der alten und neuen Rechten höchst einflussreiche Arbeiten, als eine realitätsblinde und zutiefst unpolitische Harmonisierung der tatsächlichen Verhältnisse.

Lenk legte als einer der wenigen seiner Zunft schon früh ein besonderes Augenmerk auf den rechten Rand, den er – siehe den Buchtitel von 1994 – nie als gesellschaftliches »Außen« missdeutete. Im Argument schrieb er beispielsweise 1968, nachdem die NPD bei Bundes- und Landtagswahlen zeitweise erheblichen Zuspruch erzielen konnte, vorausschauend über »Mentalität und Meinungsmilieu als Faktoren rechtsradikalen Erfolgs«. Dass die Partei 1969 knapp den Einzug in den Deutschen Bundestag verpasste, beruhigte ihn nicht. Und mit Adorno hielt er »das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie als potenziell bedrohlicher denn das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie« (Adorno 1959/1963, 126). Im Rahmen der von Reinhard Kühnl im Rowohlt-Verlag publikumswirksam angestoßenen Diskussion über die »Formen bürgerlicher Herrschaft« sezierte Lenk den Konservatismus entlang der historischen Genese als ein dem Status quo verhaftetes »Denken wider Willen«. Und gerade in den frühen 1970er Jahren, zum Zeitpunkt der Debatte also, besitze das »gegenwärtige konservative Denken« neben der »Stabilisierungsfunktion [...] auch die Tendenz, fragwürdig gewordene autoritäre Sozialstrukturen erneut zu legitimieren« (Lenk 1972, 154).

Im sich »modernisierenden« Hochschulbetrieb wirkte Lenk, der seine Zeit lieber in Antiquariaten als in Ausschüssen verbrachte, selbst wohl wie eine aus der Zeit gefallene Figur. Anders als Abendroth war er kein Fakultätsfuchs; dem Funktionsfetisch all der Gremien aus der verwalteten (Hochschul-)Welt gedachte er noch Jahrzehnte später mit Grausen. Lieber sichtete und systematisierte er in seinen ideologiekritischen Tiefenbohrungen die Primärquellen nicht nur des deutschen Konservatismus und ordnete auf Grundlage geradezu stupender Belesenheit die Beziehungsgeflechte zwischen den antiliberalen Ideologen der Weimarer Republik und ihrer Vorfahren. In seinen späten Arbeiten deutete er den »Dreiklang« rechter Verfallsklagen – Dekadenz, Apokalypse und Heroismus – ebenso konzise wie leichtfüßig als »Evergreen aus der langen Tradition des revolutionären Konservatismus« (Lenk 2005, 90). Seine mit Henrique Ricardo Otten und Günter Meuter 1997 veröffentlichte kenntnisreiche Einführung zu den »Vordenkern der Neuen Rechten« fand interessierte Leser in Deutschland und Frankreich.

Seit den späten 1990er Jahren fand der Emeritus, der im privaten Rahmen bei sich selbst einen bemerkenswerten »Altersradikalismus« diagnostizierte, sogar auf ganz spezifische Art neue Schüler. Zwar sind viele seiner Bücher nur noch antiquarisch zu ergattern. Aber in privaten Institutionen wie dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) fand Lenk als Tagungsredner und Autor neue Arbeitskontakte und Brieffreundschaften, die er in liebevoll geführten Korrespon-

denzen pflegte. Wer den Intellektuellen Lenk erst in seinen späten Jahren näher kennenlernen konnte, durfte ihn, der lange noch mit der Schreibmaschine verfasste Manuskripte einreichte, bei seinen ersten Gehversuchen ins Internet begleiten. Das geriet – da Lenk ein leidenschaftlicher Bewohner der Gutenberg-Galaxis blieb, der sein Tagwerk in aller Frühe mit der Lektüre zahlloser Zeitungen begann – nicht immer ohne Komik. Als kritischer Geist jedoch blieb Lenk, dessen Schaffenskraft immer wieder von Krankheit unterbrochen wurde, noch über lange Jahre hellwach. In seinen Briefen, denen nicht selten allerlei Fundstücke aus der Blätterwelt oder Buchgeschenke beigefügt waren, zeigte er sich – durchaus zur Verblüffung seiner jungen Diskussionspartner – als kundiger Leser auch entlegener linksradikaler Zeitungen. Für das Argument war Lenk ein eher seltener, aber über Jahrzehnte ansprechbarer Beiträger. Lenk lebte in der freien Welt der Bücher und Debatten und näherte sich der politischen Praxis aus der Distanz. Politische Bekenntnisse, offene Briefe oder Kampagnen waren seine Sache nur in Ausnahmefällen, etwa im öffentlichen Veto gegen den Kanzlerkandidaten Franz Josef Strauß. Über die weitaus praktischer agierenden linken Kollegen etwa aus Marburg oder dem Berliner Argument-Kreis sprach er mit Respekt, über die Zeit mit Abendroth erzählte er mit tiefer Zuneigung. Auf den Tagungen des Instituts für kritische Theorie (InkriT) diskutierte Lenk 2005 unter anderem über die Wirkungsmacht der Neocons, für das Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus (HKWM) verfasste er das Lemma zum »Konservatismus«.

Fernab von der universitären Betriebsamkeit blieb Lenk für seine in Wissenschaft. Medien, Kulturbetrieb und Verwaltung tätigen Schüler ein Mentor; für seine jüngeren Diskussionspartner war er Inspirator und Zeitzeuge zugleich. Sein Credo war dabei eher unkonventionell: Es gelte, so Lenk, den Gegner - gemeint waren in seinen Worten all die »Militanten im unfreiwilligen Zivil«, die sich etwa in den Zirkeln um die neurechte Zeitschrift Sezession tummeln – in seiner Stärke aufzusuchen. Allerdings seien nicht nur die Winkelblätter der Adepten der Konservativen Revolution, sondern zuvorderst die Originale (Schmitt, Jünger, Moeller van den Bruck, Mohler et al) zu studieren. Ein kluger Konservativer war ihm als geistiger Antipode lieber als ein nur gesinnungseifriger Linker. Und über die karrierebewusst forschende junge Garde vom Main spöttelte er bisweilen, diese hätte die Mutation der Kritischen zur Konstruktiven Theorie befördert. Derlei staatstragende Entwicklungen im »eigenen« Milieu kommentierte er aber vergleichsweise milde. Der deutschen Rechten blieb er, der das politische Tagesgeschäft ansonsten mied, ein entschiedener Gegner - ein Gegner, der über ein feines seismographisches Gespür hinsichtlich der tektonischen Verschiebungen unterhalb des porösen bundesrepublikanischen Bodens verfügte, auf dem sich die Apologeten der freiheitlich-demokratischen Grundordnung wähn(t) en. Die politische »Mitte«, dessen war Lenk sich sicher, ist ein imaginärer – und nie ein stabiler Ort.

Am 11. August 2022 ist Kurt Lenk, der universell gelehrte Grenzgänger zwischen der Marburger und der Frankfurter Schule, im Alter von 93 Jahren in Erlangen verstorben.

Richard Gebhardt

# Zusammenfassungen / Abstracts des Gesamthefts 339

## Cheryce v.Xylander: Ein Déjà-coup-d'état-Erlebnis? Kayfabe-Politik als Netzwerkeffekt

Öffentlichkeit passt zur Politik wie die Faust aufs Auge – das war eine zentrale Erkenntnis der Aufklärer, die Ende des 18. Jahrhunderts bemüht waren, das konfliktgeladene Verhältnis in regulative Prozesse dialogischer und institutioneller Stellvertretung zu überführen. Die Frage nach dem Gelingen dieses Projekts soll hier nicht gestellt werden. Vielmehr gewinnt das eigentliche Sinnbild wieder an buchstäblicher Gültigkeit: »Faust aufs Auge« könnte die Leitlinie jüngster politischer Entwicklungen in den USA, dem demokratischen Vorbildland, heißen. Doch wir bevorzugen die Begrifflichkeit der dort sich »einheimisch« dünkenden Eingewanderten und sprechen daher von der neuen »Kayfabe-Politik«. Diese steht hier auf dem Prüfstand. Sie zeigte sich in ihren grellsten – schillernden – Zügen beim Sturm aufs Kapitol anlässlich der Abwahl von Trump. Die symbolische Schwelle der Unantastbarkeit des Staatsgefüges wurde negiert. Aber auch eine zweite wichtige, theoretisch bisher unterbelichtete Schwelle wurde aufgehoben, nämlich das postulierte Gefälle zwischen Online- und Offline-Wirklichkeit. Das digitale Milieu zeitigt seltsam atavistische Struktur- und Subjekt-Effekte, die dringend zusammenzudenken sind. Die verkürzte Devise der Aufklärung lautet nach Habermas in etwa: Revolution ohne Blutbad. Dass diese tröstliche Formel für die negativ Privilegierten vielleicht noch nie richtig aufgehen konnte - und den herrschenden Interessen tendenziell immer schon zu weit entgegenkommen musste - beschäftigt jede praxistheoretische Aufklärungskritik, wie sie seit Marx anhaltend betrieben wird. Im Artikel wird der Versuch einer gegenwartskritischen Bestandsaufnahme jenes mensch-maschinellen Urteilsvermögens unternommen, welches die Grundlage politischen Handelns im hier und jetzt ausmacht.

# Cheryce v.Xylander: A Deja-coup-d'état? The Digital Aesthetics of Politics as Kayfabe

The public sphere and the field of politics are a perfect fit, not hand in glove but fist in eye. 18th century thinkers recognized this volatile dynamic and strove to develop institutional and procedural tools for shifting said agonistic forces towards dialogical interplay. Whether the proposed corrective measures were ever quite as universal or successful in reach as billed need not be ascertained here. We face the imminent threat of a return to more primitive modes of settling conflict where might is right. Fist-on-eye captures the new spirit of democracy in the »land of plenty«, which deems itself first among equals. But we prefer to speak of politics as »kayfabe«, a new world neologism coined by them that have descended from those who once proclaimed themselves the new »natives«. »Politics as kayfabe« is our subject of study. This modality of ersatz-governance – and the acting out of its collapse – appeared in stark color with the storming of the capitol upon formal recognition of Trump's election loss. The inviolability of consensual commitment to democratic rule was symbolically shattered. Another operative assumption fell away, in the process, namely the postulated ontological boundary alleged to divide the online- and the offline-world. This spurious

borderline has been breached, irretrievably, in practice. But a theory impasse as yet remains: a serious dearth of understanding as to the workings of epistemic cohesion across an integral realm of virtual and actual activity posited as a continuous. This putative breach hampers the powers of operative reason. Our digitized habitat seems prone to capture by atavist forces that usurp the structuring conditions of agency. Habermas's reading of the Enlightenment might be abridged as follows: revolution without carnage. From the perspective of the disempowered this provided meek comfort, indeed – a shibboleth, too sympathetic to vested interests, unable to effect needed correction. The ongoing project of enlightenment as promulgated since Marx has been sustained theoretical critique in practice. This article proffers a contemporary re-assessment of today's human-machine judgement, which precedes possible political organisation in the here and now.

# Frigga Haug: Reflexiver Faschismus?

# Tastende Überlegungen im Anschluss an Simon Stricks Phänographie

Simon Strick stellt aus dem Netz eine Vielzahl von Belegen in Bild und Schrift zusammen, die die Weise zeigen, wie sich die Neonazis erfolgreich im digitalen Bett eingerichtet haben. Mit Becks Thesen von der Risikogesellschaft spitzt er zu, dass der Erfolg der neuen Rechten als Gegenkultur, als Lifestyle zu begreifen sei, auf der Achse bedrohter weißer Männlichkeit, die nicht aus Hass, sondern aus Selbstliebe im Kulturellen um Beheimatung kämpften. Dieser Kampf schließe die Abwertung anderer bis zum Mord ein bzw. laufe darauf hinaus, mindestens die Hälfte der jetzigen Bevölkerung Deutschlands des Landes zu verweisen.

## Frigga Haug: Reflexive Fascism? Tentative Reflections following Simon Strick

Simon Strick compiles a multitude of visual and textual evidence from the internet that demonstrate how neo-Nazis have successfully set themselves up in their digital home. Drawing on Beck's theses on the risk society, Strick points out that the success of the New Right can be understood as the success of a counterculture, a lifestyle, the result of endangered white masculinity: These are men who fight for a home in the cultural sphere not out of hatred but out of self-love. Their struggle includes the devaluation of others up to the point of murder, and the expulsion of at least half of Germany's current population from the county.

# Cheryce v. Xylander: Kleiner Versuch über das Selfie und sein Subjekt

Konträr zur gängigen Meinung, zeugt das »Selfie« mitnichten von Selbstsucht. Im Gegenteil, es verdient höchste Anerkennung für semiotische Dienste an der Sozialität. Die flotte Momentaufnahme für Zwischendurch wirkt auf das Gemeinwesen als Stimulans. Eine rege digitale Diät von Bildern der verkörperten Ichheit unterstützt die kommunikative Verdauung und schützt das immer schon labile Subjekt davor, sich immerzu nachäffen zu müssen.

# Cheryce v. Xylander: A Short Sally on the Selfie and its Subject

Contrary to common opinion, there is nothing selfish about the »selfie«. Quite the opposite holds true, it deserves pride of place as paragon of semiotic sociality. The quicky snapshot of embodied selfhood arguably stimulates motility across distal dimensions of the body politic. This upholds the very digestive circuits of communication that might otherwise be subject to monkey business.

# Tilman Reitz: Politiken der Einschränkungen. Die Verbotslinke im Verantwortungskapitalismus

Während die Krisen des Kapitalismus dramatischer werden, beschränken sich größere Teile der Linken auf Forderungen, die auch in der Sache vor allem eingrenzend sind: faire Sprach- und Umgangsregeln, eine verstärkte Reglementierung von Arbeit und Konsum, bestenfalls die Stilllegung umweltschädlicher Industrien. Der Artikel argumentiert, dass sie dabei nur in der Vehemenz ihrer Forderungen, nicht aber in ihrer Stoßrichtung von den zentralen Versuchen der herrschenden Klassen abweichen, nach dem Zusammenbruch neoliberaler Gewissheiten wieder breite Zustimmung zu erlangen. Gegen die aktuellen Krisen wie gegen den weiterhin erfolgreichen Rechtspopulismus tritt ein Verantwortungskapitalismus an, dem sich die Linke mitunter als Juniorpartnerin andient. Die Genese dieser Situation wird an Hegemoniebrüchen und -verschiebungen nach der Finanzmarktkrise von 2008 nachgezeichnet, die sich etwa in verstärkten staatlichen Eingriffen und in Selbstregulierungsoffensiven des Kapitals zeigen. An den Beispielen der Anti-Covid-Maßnahmen, der Klimapolitik und der neueren Debatten um >politische Korrektheit wird dann der ambivalente Charakter linker Reglementierungsziele diskutiert. Da stattdessen jeweils auch Strategien möglich und sinnvoll (gewesen) wären, die auf Systemveränderung zielen, steht am Ende die Frage nach Ursachen der aktuellen linken Verbots- und Reglementierungstendenzen.

# Tilman Reitz: Politics of Restriction. Leftist Demands for Restriction and the Capitalism of Responsibility

While the crises of capitalism become ever more dramatic, large parts of the left seem to restrict themselves to demands which are also restrictive in substance: fair rules of speech and conduct, a strengthened regimentation of work and consumption, at best a shutting down of ecologically destructive industries. This article argues that such leftist demands only differ in vehemence, not in their general orientation from recent efforts of the ruling classes to regain popular consent after the breakdown of neoliberal certainties. In the face of current crises, and against the ongoing successes of right-wing populism, a project of »responsible« capitalism is taking shape, with the left as a potential junior partner. The genesis of this situation is traced in hegemonic breaks and shifts since the financial crisis of 2008, manifesting themselves in more decisive state interventions, but also in programs of self-regulation by private capital. The ambivalent character of leftist regulation demands in this context is then

discussed with regard to the examples of anti-Covid measures, of climate politics and of recent debates on »political correctness«. Since in all these cases strategies aiming at systemic alternatives would also be (or would have been) at hand, the article finishes with asking how the recent leftist tendencies towards restrictive rules can be explained.

# Andrés Mussacchio: Mutation im Kapitalismus: Ausweg aus dem Neoliberalismus? Zyklen, Etappen und Profit

Ausgehend von der Annahme, dass es Faktoren gibt, die dem Fall der Profitraten entgegenwirken, unternimmt der Artikel den Versuch einer Analyse des aktuellen Transformationsprozesses. Die Krise des Jahres 2007 wird darin als ein Wendepunkt für die Beschleunigung eines techno-produktiven Wandels im mikroökonomischen Bereich identifiziert, durch den allmählich viele Arbeitsprozesse neugestaltet werden. Diese Veränderungen im Produktions- und Zirkulationsprozess spiegeln sich aber nur schwach in den Wachstumsraten des BIPs und der Produktivität auf makroökonomischer Ebene wieder. Sie sorgen daher nur begrenzt für eine Steigerung des relativen Mehrwerts. Eine bisher leichte Erhöhung der Profite ist jedoch bei der ursprünglichen Akkumulation (durch neue Prozesse wie der Ausbeutung der Psyche oder der Aneignung persönlicher Daten), der Rentenerträge (insbesondere bei Online-Plattformen) und besonders dem absoluten Mehrwert (Prekarisierung der Arbeit, Aneignung unbezahlter Arbeit, Reduktion der Routineporen oder Stärkung der Kontrolle der Arbeiter durch Algorithmen) zu sehen. In diesem Zusammenhang lässt sich ein steigender Widerspruch zwischen der schwächeren territorialen Bindung der technologisch-basierten Konzerne und der immer noch nötigen (und neulich gestärkten) Rolle des Staates im Innovations- und Regulationsprozess erkenne. Begleitet wird der aktuelle Transformationsprozess durch neue Konstellationen geopolitischer Konkurrenz, die ebenfalls in dem Artikel thematisiert werden.

# Andrés Musacchio: Mutations of Capitalism: the Way out of Neoliberalism? Cycles, Stages, and Profit

Based on the assumption that there are factors counteracting the fall of profit rates, this article attempts to analyse the current transformation process. It identifies the crisis of 2007 as a turning point for the acceleration of techno-productive change in the microeconomic sphere, which is gradually reshaping many labour processes. However, these changes in the production and circulation process are only weakly reflected in the growth rates of GDP and productivity at the macroeconomic level. They therefore only provide a limited increase in relative surplus value. However, a slight increase in profits can be seen in forms of original accumulation (through new processes such as the exploitation of the psyche or the appropriation of personal data), in rent yields (particularly in online platforms) and especially in absolute surplus value (precarisation of labour, appropriation of unpaid labour, reduction of routine pores or strengthening of workers' control through algorithms). In this context, a

growing contradiction emerges between the weaker territorial ties of the technologically-based corporations and the still necessary (and recently strengthened) role of the state in the innovation and regulation process. Finally, the current transformation process is accompanied by new constellations of geopolitical competition, which are also discussed in the article.

#### Ralf Hoffrogge u. Axel Weipert: Novemberrevolution

Die Novemberrevolution bezeichnet den Übergang vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik. Der Begriff verweist auf das Ende der Monarchie am 9. November 1918, bezeichnet im weiteren Sinne jedoch die Gesamtheit der revolutionären Phase bis Anfang 1920. Die Novemberrevolution ordnet sich in einen globalen Revolutionszyklus von 1916-1920 ein, zu dem auch das Easter Rising in Nordirland 1916, die Russische Februar- und Oktoberrevolution 1917 sowie die Revolutionen im Kaiserreich-Österreich-Ungarn 1918 und abschließend das Biennio Rosso in Italien 1919-1920 zu zählen sind. Wesentliche Ursachen des Revolutionszyklus sind die langfristige Zuspitzung sozialer Konflikte im Zuge der Hochindustrialisierung und kurzfristig der Erste Weltkrieg mit seinen sozialen und politischen Verwerfungen, die zum Zusammenbruch mehrerer Imperien führten. Ausgehend von Antikriegsprotesten ab 1916 kulminierte die deutsche Novemberrevolution 1918 in der Ausrufung der Republik. Die spontan entstandenen Räte und eine starke Massenbewegung scheiterten in der Folge jedoch mit ihrem Ziel einer Zweiten Revolution, eine umfassende, rätedemokratisch-sozialistische Umgestaltung von Staat und Gesellschaft gelang nicht. Als einzige hauptsächlich von einer urbanen sozialistischen Arbeiterbewegung getriebene Bewegung des Revolutionszyklus hat sie ihre wesentlichen Ziele kaum erreicht, aber dennoch die Weimarer Republik stark geprägt: Neben dem Frauenwahlrecht, dem Achtstundentag und den Betriebsräten sind ebenso Aufbrüche im kulturellen Bereich zu nennen. Bedeutung war die Revolution zudem als Etappe der Theorieentwicklung des Marxismus: erst im Zuge der unvollendeten Novemberrevolution schieden sich westlicher Marxismus und Marxismus-Leninismus.

## Ralf Hoffrogge and Axel Weipert: November Revolution

The November Revolution denotes the transition from the German Empire to the Weimar Republic. The term refers to the end of the monarchy on 9 November 1918, but in a broader sense it also refers to the entirety of the revolutionary phase up to the beginning of 1920. The November Revolution is part of a global revolutionary cycle lasting from 1916–1920, which also includes the Easter Rising in Northern Ireland in 1916, the Russian February and October Revolutions in 1917, the revolutions in the Austro-Hungarian Empire in 1918 and, finally, the Biennio Rosso in Italy in 1919–1920. The main causes of the revolutionary cycle are the long-term intensification of social conflicts in the course of high industrialisation and, on a more immediate level, the First World War with its social and political upheavals

that led to the collapse of several empires. Starting with anti-war protests from 1916, the German November Revolution of 1918 culminated in the proclamation of the Republic. However, though these events saw the rise of a strong mass movement and the spontaneous establishment of councils, a Second Revolution – one that would lead to a comprehensive, rank-and-file democratic-socialist transformation of state and society – did not ensue. As the only movement of the revolutionary cycle driven mainly by an urban socialist workers' movement, it hardly achieved its essential goals. Nevertheless, it strongly shaped the Weimar Republic: In addition to women's suffrage, the eight-hour day and works councils, there were also breakthroughs in the cultural sphere. The revolution was also important as a stage in the development of Marxist theory: Western Marxism and Marxism-Leninism only separated in the course of the unfinished November Revolution.